

Annette Bitsch, „Ex Nihilo - Das Spiegelstadium mit Lacan, Dalí und Heidegger“, in: Claudia Blümle, Anne von der Heiden (Hg.): *Blickzähmung und Augentäuschung. Zu Jacques Lacans fBildtheorie*. Berlin: diaphanes 2005. (Zweitaufgabe 2009) S. 359-392.

1. Lacans Theorie des Spiegelstadiums

Im Jahr 1936 formuliert Jacques Lacan auf einer internationalen Tagung von Psychoanalytikern in Marienbad erstmals die Theorie des Spiegelstadiums, eine Theorie der Identitätsbildung. Lacan gibt das Portrait eines Wesens, das noch eingetaucht ist in motorische Ohnmacht und Abhängigkeit von Pflege, dessen physiologische Funktionen noch ratlos und ungeordnet sind: *corps morcelé*, zerstückelter Körper.¹ Dennoch fällt die Identitätsbildung, das Fanal der organisierten Person, in genau diesen diffusen Zustand: zwischen dem sechsten und achtzehnten Lebensmonat kommt es zur „jubilatorischen Aufnahme seines Spiegelbildes“². Das Subjekt antizipiert eine de facto inexistente, illusorische Ganzheit im Spiegelbild bzw. in einem kleinen anderen - das erste Auftauchen einer glorreichen und despotischen Erscheinung des Selbst an einer Stelle, wo es gerade kein Selbst, sondern nur Schein, Spiegelflimmern gibt. Glorreich, despotisch und fatal: am Ab-Grund des Ich steht eine Rimbaudsche Entfremdung: `ich ist ein anderer`. Lacan kennzeichnet diese Entfremdung als ein „Drehmoment, wo das Individuum aus seinem eigenen Bild im Spiegel, aus sich selbst, eine triumphale Übung macht, bei der es sich um ein antizipiertes Ergreifen der Herrschaft handelt.“ Es geht also um Herrschaft, und zwar um eine in dieser Phase noch wahnhaft ungezügelter Herrschaft, um die absolute und ideale Herrschaft des Ich, die der im Spiegel erscheinende Glanzträger, das Ideal-Ich, abstrahlt. Eher ist es eine Sucht nach Herrschaft und zugleich das Gegenteil von Herrschaft, sofern ihr anderes eine totale mörderische Abhängigkeit vom *alter ego* ist - das Subjekt ist abhängig, es ist ausgeliefert, es kann sich als ein einheitliches Sein projizieren nur durch Vermittlung eines kleinen anderen, eines Spiegelbilds, „das ihm das Phantom seiner eigenen Herrschaft gibt.“³ Ein Phantom und nicht mehr: die vom Spiegelbild suggerierte Ganzheit ist eine Täuschung. Die beiden kleinen anderen, die in Lacans Theorie zur wechselseitigen Identifikation antreten, machen nämlich keine ganze, sondern eine diskrete Zwei. Sie haben nicht mehr erstens eine Gewissheit ihres jeweiligen Selbst und daneben eine zweite, objektivierbare Person vor Augen, die sie in der Funktion eines Vorbilds oder Ideals orientieren würde; sie sind vielmehr zwei diskrete, relational aufeinander bezogene Momente ein und desselben zwischen realer Zerstückelung und imaginärer Unität oszillierenden unbewussten Subjekts.

Die klassische Distinktion zwischen Subjekt und Objekt wird aufgehoben zugunsten einer Prozedur, die aus einer temporalisierten, für das Subjekt konstitutiven Spaltung hervorgeht. Das Bewusstsein ist nicht mehr stabil, sondern produziert sich iterativ in Form eines permanenten Ineinanderumschlagens von realer Desintegration und imaginärer Homogenität. Als eine ontologisierbare Einheit geht das Subjekt im selben Moment unter, in dem die klassische zeitliche Kontinuität und Linearität sowie die dadurch fundamentierte Möglichkeit der Unterstellung einer metaphysischen Präsenz⁴ zugunsten einer diskontinuierlichen Serie von diskreten Momenten suspendiert wird. „Das Unbewusste ist seit Freud eine Signifikantenkette, die irgendwo (auf einem

¹ Vgl. Jacques Lacan, *Schriften II*. Weinheim-Berlin 1975. S. 85.

² Jacques Lacan, *Schriften I*. Weinheim-Berlin 1973. S. 64.

³ Jacques Lacan, *Das Seminar I, Freuds technische Schriften (1953-1954)*. Weinheim-Berlin 1978. S. 189.

⁴ Vgl. Jacques Derrida, „Die *différance*.“, in: ders., *Randgänge der Philosophie*. Wien 1988, 1996². S. 35ff.

andern Schauplatz, schreibt er) sich wiederholt, hartnäckig sich wiederholt...⁵- und die in keinen einheitlichen Subjektbegriff mehr konvergiert. Das Subjekt wird dezentriert. Und die damit und seit Freud von diesem Unbewussten oder Subjekt unterschiedene Einheit des Ego ist als flamboyante, anbetungswürdige und gerade darin auch riskante und janusköpfige Spiegelercheinung ontologisch nicht länger geerdet, sondern zeitliches Strukturmoment.

„Die menschliche Erkenntnis und zugleich die Sphäre der Bewusstseinsbeziehungen ist gemacht aus einer bestimmten Beziehung zu jener Struktur, die wir das *Ego* nennen, um das herum sich die imaginäre Relation zentriert. Diese hat uns gelehrt, dass das *Ego* nie bloss das Subjekt ist, dass es wesentlich seine Beziehung zum anderen ist, dass es seinen Ausgang nimmt vom und seinen Stützpunkt hat im anderen.“⁶

Dieses Verhältnis impliziert nach Lacan einen destruktiven Impuls zur Negativierung des jeweils anderen: „jede imaginäre Beziehung produziert sich in einer Art *Du oder Ich* Das heisst: *Bist du's, dann bin ich nicht. Bin ich's, dann bist Du's der nicht ist.*“⁷ Daraus folgt die aggressiv-erotische Grundspannung der Spiegelbeziehung: der andere ist das zugleich auratisierte und zutiefst verhasste Geschöpf.

So die ausweglose Situation zwischen zwei kleinen anderen, die, um sich konstituieren zu können, absolut aufeinander angewiesen und darum einander in Liebe und Hass, in Faszination und äusserster Aggressivität verkettet sind. „Wir müssen verstehen, dass dies Spiel, als solches, eines von Flamme und Feuer ist und, sobald das Subjekt fähig ist, etwas zu tun, in der unvermittelten Vernichtung gipfelt. Und, Sie können mir glauben, es ist dazu sehr schnell fähig.“⁸ Die unvermittelte Vernichtung, die Implosion dieser beiden fanatischen anderen wäre unabwendbar, wenn nicht ein Dritter, eine symbolische Gesetzesfunktion, in die oszillierende Zweierbeziehung des einen oder anderen intervenierte und das Gesetz des Symbolischen errichtete. Dieses Gesetz des Symbolischen ist das Gesetz der Sprache als Gesetz einer Differenz. Der Übergang von der imaginären Relation des *ich-oder-du* zwischen Hybris und Lähmung zur symbolischen Relation des „*ich*“ und des „*du*“ ist die (nur im Unbewussten stattfindende) Anerkennung, dass „*ich*“ und „*du*“ - also die beiden kleinen anderen bzw. das Real-Ich und das Spiegelbild - nicht zwei reale Personen darstellen, sondern Elemente der Sprache, d.h. zwei zu einem bestimmten Zeitpunkt vom Subjekt eingenommenen Plätze oder Positionen innerhalb einer differentiell konstituierten symbolischen Ordnung.⁹

2. „Die Metamorphose des Narziss“

„Was habe ich mit dem Spiegelstadium verständlich zu machen versucht? Dass das, was es im Menschen an Losgelöstem, Zerstückeltem, Anarchischem gibt, seine Beziehung zu seinen Wahrnehmungen auf der Ebene einer ganz und gar ursprünglichen Spannung herstellt“ - nämlich der Spannung zwischen der imaginären Wirklichkeit des Bewusstseins, die auf der Einheitlichkeit von Ich, Welt und Zeit¹⁰ basiert, und der Kehrseite, die sich enthüllt in Träumen und bestimmten Momenten

⁵ Lacan, Schriften II, S. 173.

⁶ Jacques Lacan, Das Seminar II, Das Ich in der Theorie Freuds und in der Technik der Psychoanalyse (1954-1955). Weinheim-Berlin. 1980, S. 225f.

⁷ Lacan, Seminar II, S. 216.

⁸ Lacan, Seminar I, S. 220.

⁹ Lacan, Seminar I, S. 213.

¹⁰ Vgl. Martin Heidegger, Sein und Zeit. Tübingen 1953, 1993. S. 18f, 130ff, 192f; vgl. auch Martin Heidegger, Der Begriff der Zeit. Vortrag vor der Marburger Theologenschaft im Juli 1924. Tübingen 1995. S. 21ff.

der Angst, „wo das Subjekt der Erfahrung seiner Zerrissenheit, seiner Isoliertheit in bezug auf die Welt begegnet.“¹¹ Wenn es um Träume, Ängste, Wirkungen von Unbewusstem geht, bleibt, es sei denn man ist leistungsstarkes und akademisch herrschaftsfähiges Ich, nichts als eine surrealistisch emotionierte Kapitulation vor der Sprengbarkeit des diskursiven Bewusstseins. Lacan hat das gewusst, er hat diese Momente der Isolation erfahren, wo „man in einem Knoten eingeschlossen“ ist und in andere Reiche ausweichen, sich an ihnen entzünden muss - in das Reich der „Künstler“, die „etwas wiederauftauchen ... lassen, das genau da wäre, wo man nicht mehr weiterkann - eigentlich gesagt nirgendwo“¹².

In Momenten, wo er innerhalb der klassischen Psychiatrie und der durch diese indokrinierten Dichotomisierungen von Wahnsinn und Vernunft nicht mehr weiter konnte und wollte, hat Lacan mit den Surrealisten und insbesondere mit Salvador Dalí kooperiert. Dalí hat Lacans Theorie des Spiegelstadiums - wie auch seine Konzeption der Paranoia - in entscheidender Weise beeinflusst.¹³ Allein aus der Datierung des Dalíschen Bildes „Die Metamorphose des Narziss“ und eines unter dem gleichen Titel erscheinenden Poème paranoïaque im Jahr 1936 - dem Jahr des Lacanschen Vortrags - lässt sich ersehen, dass Dalís Arbeiten sich nicht auf eine passive Rezeption und ästhetische Umsetzung der Spiegeltheorie reduzieren; vielmehr ist das Spiegelstadium Produkt einer sich über viele Jahre erstreckenden Zusammenarbeit und freundschaftlichen Verbundenheit des Psychoanalytikers und des surrealistischen Künstlers.¹⁴

¹¹ Lacan, Seminar II, S. 213f.

¹² Jacques Lacan, 1996, Das Seminar VII, Die Ethik der Psychoanalyse (1959-1960), hrsg. v. Norbert Haas. Weinheim-Berlin. S. 168.

¹³ In seiner Doktorarbeit sowie zwei für die surrealistische Zeitschrift *Minotaure* verfassten Aufsätze setzt sich Lacan in Opposition zu der von der klassischen Psychiatrie und insbesondere Kraepelin verwalteten konstitutionell-atomistischen Theorie, die für die Paranoia eine endogene Ätiologie, eine kontinuierliche Entwicklung und dann Stagnation des Wahnsystems voraussetzt. Lacan hält dagegen, dass die Paranoia zumindest partialiter durch äussere Faktoren verursacht wird („folie communiquée“) und sich in Abhängigkeit von Interpolationen der Aussenwelt diversifiziert. Der Wahnsinn wird von Lacan dynamisch analysiert als vorübergehende Diskordanz zwischen subjektivem Begehren und sozialer Anpassung, er erweist sich so als Superstruktur eines ungelösten, unerträglichen sozialen Konfliktes, definitiv nicht als konstitutioneller Krankheitsherd. Damit transformiert sich die Psychose über eine einfach krankhafte Disposition hinaus zu einem ansteckenden und imitierbaren Phänomen. So attraktiv diese Position für die Surrealisten war, die diese mit Verve rezipierten, so profitierte umgekehrt Lacan in moralischer wie wissenschaftlicher Hinsicht von den antipsychiatrischen Konzeptionen Dalís und Bretons, denen zufolge es keine exakte Segregation zwischen Wahnsinn und Normalität geben kann. Insbesondere Dalís Theorie der kritisch-paranoischen Aktivität, die ebenfalls von einem psychoreaktiven Aspekt der Paranoia und der intermittierenden Tätigkeit einer ab initio präfigurierten Wahnstruktur ausgeht, muss in ihrer unmittelbaren Vernetzung mit den Arbeiten Lacans betrachtet werden. Vgl. Jacques Lacan, *De la psychose paranoïaque dans ses rapports avec la personnalité*. Paris 1932.; Lacan, Seminar III, S. 23-26; Dalí: „Jedes wahnhafte Phänomen paranoischen Charakters, selbst das augenblickliche, plötzliche, schliesst bereits in Gänze (en entier) die systematische Struktur ein und objektiviert sich erst a posteriori durch Einschalten der Kritik. Die kritische Aktivität schaltet sich lediglich als Entwickler von Vorstellungsbildern, Assoziationen, Zusammenhängen und Finessen des Systems ein.“ Vgl. auch Emil Kraepelin, *Lehrbuch der Psychiatrie*, 4 Bde. Leipzig 1893/1915.

¹⁴ Zu den Begegnungen und Kontakten zwischen Lacan und Dalí vgl. Fleur Cowles, *Salvador Dalí. Biographie*. München-Wien 1981. S. 140 ; Elisabeth Roudinesco, 1996, *Jacques Lacan, Bericht über ein Leben, Geschichte eines Denksystems*. Köln. S. 63f, 98f, 104-08, 213 ; Salvador Dalí, *Das geheime Leben des Salvador Dalí*. München 1984. S. 31f. und 37ff.



Dalís Bild thematisiert die oben beschriebene antithetische Dynamik des Spiegelstadiums - den dialektischen Prozess von identitätsstiftenden und identitätsauflösenden Momenten - ganz im Sinne der Lacanschen Theorie. Dalí gibt selbst eine Bildbeschreibung der „Metamorphose“, die den Betrachter zugleich in eine bestimmte Richtung orientiert:

„Wenn man die hypnotisch reglose Gestalt des Narziss eine Zeitlang aus einiger Distanz und mit einer gewissen zerstreuten Starrheit (*fixité distraite*) betrachtet, verschwindet sie immer mehr und wird schliesslich völlig unsichtbar. Genau in diesem Augenblick findet die Metamorphose des Mythos statt, denn die Darstellung des Narziss verwandelt sich plötzlich in die Darstellung einer Hand, die aus ihrem eigenen Spiegelbild auftaucht. Diese Hand hält auf den Fingerspitzen ein Ei, einen Samen, eine Zwiebel, aus welcher der neue Narziss geboren wird - die Blume. Daneben erkennt man die Gipskulptur der Hand, der versteinerten Hand des Wassers, die die erblühte Blume hält.“¹⁵

Verführt die versteinerte Hand, die ein Ei hält, zu einer konformistischen Deutung, die mit einem aus dem Anorganischen, aus Tod und anonymer Schöpfung in eine lebendig-personale Einheit apokatastatisch zurückkehrenden Narziss operiert, so verwahrt sich Dalí gegen eine solche Interpretation. Er betont, dass eine Deutung, die in dem Bild eine unanime Darstellung von Regression der Ichidentität in ein intrauterines Geburtsstadium (symbolisiert durch die Verwandlung der individuellen Kopfform in die überindividuelle Eiform, aus der eine Blume wächst) ersehe, sich verirrt, und setzt dagegen den Akzent auf die im Bild gezeigte, oder besser: operationalisierte Dynamik. Dalí verweist auf sein produktionsästhetisches Verfahren der paranoisch-anamorphotischen Bildkonstruktion¹⁶; er täuscht nicht das Auge des Betrachters über ein lineares, evolutionistisches Geschehen, sondern provoziert den Blick. Die „Metamorphose“ baut ein für die Dialektik des Spiegelstadiums typisches Spannungsfeld zwischen personaler Desorganisation einerseits und Re-Personalisierung andererseits auf und versetzt so den Blick in ein Tremolo zwischen beiden antagonistischen Momenten. Es geht Dalí um eine Metamorphose in operandu, um eine zeitlich

¹⁵ Dalí, xxx

¹⁶ Lacan nimmt an unterschiedlichen Stellen seines Werkes anamorphotische Bildkonstruktion in den Blick und verweist u.a. explizit Verweis auf Baltrusaitis Anamorphosen-Buch. Vgl. Jacques Lacan, Das Seminar XI, Die vier Grundbegriffe der Psychoanalyse (1963-1964), Weinheim-Berlin 1978. S. 91ff. Vgl. auch Lacan, Seminar VII, S. 166-69, 172ff., 327.

skandierte Transformation zwischen dem Moment von Zerstörung und Auflösung - die Gestalt des Narziss verwandelt sich in eine anonyme Hand, die ein Ei hält usw. - und dem dialektischen Folgemoment der Relevation eines neuen Narziss, der Emergenz einer neuen personalen Identität im Selbst eines Anderen - aus der versteinerten Hand des Wassers taucht das Ei auf, aus dem Narziss geboren wird. In regelmässigen Kadenzen wird die Identität des Narziss mortifiziert - „Der Körper des Narziss wird leer und verliert sich im Abgrund seines Spiegelbilds wie eine Sanduhr, die man nicht umdreht. Narziss, du verlierst deinen Körper (...), dein vom Tode gezeichneter Körper“¹⁷ (Dalí) -, um sich dann in der aquatischen Spiegeloberfläche zu einem neuen Ich, d.h. einer neuen Ganzheits-Chimäre zu arrangieren.¹⁸

Was aus der idealistischen Perspektive des Selbstbewusstseins als Wahnsinn und Dissoziation disqualifiziert wird, wird von Lacan und Dalí in den Rang elementarer Bestandteile der Bewusstseinsbildung erhoben, nämlich die Heteronomie und virulente Paranoia des Ego, die Verfasstheit eines Bewusstseins, das nicht stabil ist, sondern sich iterativ (re-)produzieren muss. So symbolisiert die fremde, steinerne Hand in Dalís Bild jene feindliche Macht, die im Spiegelbild selber haust, „dies Aufklaffen, das es ins eigene Bild verfremdet“¹⁹, aus dem heraus im nächsten Augenblick die Blüte, der Keim des Narziss sich erzeugen wird, um nach dieser illusorischen Approbation wieder von der Hand, vom Rückfallfieber des Realen weggerissen zu werden. Dalís Bild setzt den Prozess der narzisstischen Identifizierung ins Werk, indem er nach den Gestaltungsprinzipien der paranoischen Anamorphose eine individuelle Kopf- und eine überindividuelle Eiform, die jeweiligen Embleme von Ich-Identität und Ich-Verlust, blick-haft alternieren lässt.

Aus Dalís Bildern - diesem und anderen - emaniert die für die beiden Momente des Spiegelstadiums konstitutive Ambivalenz zwischen Auratisierung und Hass, sie emanieren einen Blick, der zugleich erotisierend und bedrohlich wirkt, einen Blick, der wie eine Paränese an die primäre Identifikation erinnert, die das Subjekt als mit sich rivalisierend strukturiert. Die Blicke der Dalíschen Bilder erinnern, mehr noch: menetekeln, dass das Fundament, auf dem das Ich sein phantasmatisches Imperium einer in-der-Zeit seienden und bleibenden Wirklichkeit gebaut hat, fragil und schwankend ist. Sie geben Alarm, dass das jeweilige Intervall von Welt und Ich jederzeit mit paroxysmaler Gewalt beendet werden und das Ich aus dem pazifistischen Sehfeld, dem Bereich des Auges, zurückgetrieben werden kann auf den Anderen Schauplatz der Blicke, der Träume, der psychotischen *petits mals*, auf dem sich der wahre, nachtseitige Kompositionsmodus der Phantasmagorie namens Wirklichkeit anamorphotisch, prozedural-pulsierend enthüllt. Lassen sich die Bilder der idealistischen Ästhetik als ein von einem dialektischen in eine Ruhepol sedierte Moment des Spiegelstadiums beschreiben, dann entzündet sich in Dalís Visionen die in der Unterwelt pulsierende Dynamik - all jene Fieberkurven und katastrophenunterlagerten Routen der unbewussten Blicke und Todestribe. So suspendiert Dalí die Blick- und Zeitähmung der platonisch dominierten abendländischen Kunst, so vertreibt er das Subjekt aus der Enklave eines dörflichen Seinskonzepts, so exiliert er es auf jenen Schauplatz, der nach Lacans Spiegeltheorie den vor jedem sekundären

¹⁷ Dalí, xxx

¹⁸ Vgl. hierzu auch Gorsen, der betont, dass das Spiegelbild in Lacans Theorie nicht äusserlich und akzidentuell gegenüber einem ursprünglichen Ich ist. Identität selbst ist vielmehr nur ein gewordenes Produkt der Erfahrung im Spiegel. Integrität und Konsistenz sind sekundäre Phänomene gegenüber einer primären Ichgespaltenheit, des zerstückelten Körpers, der Selbstentfremdung und Präsenz des Ich im *Selbst eines Anderen*. Peter Gorsen, „Der kritische Paranoiker. Kommentar und Rückblick“, in: Salvador Dalí, Unabhängigkeitserklärung der Phantasie und Erklärung der Rechte des Menschen auf seine Verrücktheit. Gesammelte Schriften. Hg. von Axel Matthes und Tilbert Diego Stegmann. Frankfurt/M 1974. S. xxx

¹⁹ Lacan, Schriften II, S. 85.

Auferstehungskonzept situierten primären Zustand von ontologischer Katastrophe konstituiert. „Das menschliche Ich ist der andere, und ... zu Beginn [ist] weil das Subjekt der Form des anderen näher ist als dem Auftreten seiner eigenen Strebung. Es ist am Anfang eine inkohärente Ansammlung von Wünschen - dies ist der wahre Sinn des Ausdrucks *zerstückelter Körper* und die erste Synthese des *ego* ist wesentlich *alter ego*, sie ist entfremdet.“²⁰

3. „*Finsteres Spiel*“ im Hinterspiegelland

Dalís Bilder lassen sich also interpretieren als ästhetische Korrelate von Lacans Spiegeltheorie²¹ und ihrer Implikationen - die Freud folgende Dezentrierung des klassischen Subjekts und die genuine Instabilität und Defizienz einer Ichfunktion, die, an einer klar definierten Zäsur des dahinterliegenden Dispositivs der operationalisierten Ontologie beginnend, jene das klassische Bewusstsein ausmachende Akkordanz mit dem Objekt nicht mehr erreichen kann.²² Zwar wird in seiner „Wahrnehmung ... in jedem Augenblick für den Menschen seine ideale Einheit evoziert, die [jedoch] nie als solche erreicht wird und ihm in jedem Augenblick entgeht.“²³ Das Ich Lacanscher Konzeption ist partiell dysfunktional, genuin instabil, sein Erlebniswinkel wird im Gegensatz zum klassischen Subjekt nicht mehr durch eine metaphysische Grundierung gesichert, ab initio entbehrt es jener Funktion der Entstörung und Harmonie, die durch die repräsentations- und identitätsphilosophische eindeutige Beziehung zwischen Wort und Ding, Sagbarem und Sichtbarem, abgesichert war.²⁴ Es bleibt stets eine Dissonanz, eine Irritation, eine Verstörung des Ich in bezug auf seine Welt und seinen Nebenmenschen, in der sich die Spaltung des Subjekts, seine genuine Entfremdung wie ein Spuk in Erinnerung ruft. „Die menschliche Beziehung zur Welt hat etwas tief, initial Lädirtes.“²⁵

Darin unterscheidet sie sich vom Biotop des Tieres, das sich zwar auch „durch Projektion“ auf eine Reihe von „*Gestalten*“ hin konstituiert und in seinem Verhalten organisiert, jedoch diesem Biotop, der „*Umwelt*“ gegenüber eine Akkommodation erreicht, von der das menschliche Subjekt des unbewussten Begehrens noch nicht einmal träumen wollte. Die Welt des Tieres „ist das Milieu, in dem es sich entwickelt, das im Ununterschiedenen der Realität jene zunächst vorgezogenen Wege durchziehen und teilen, an die sich sein Verhalten anknüpft. Beim Menschen, nichts dergleichen. Die Anarchie seiner elementaren Triebe ist uns durch die analytische Erfahrung bewiesen. Seine Partialverhaltensweisen, seine Objektbeziehung - zum libidinösen Objekt - sind den verschiedensten Zufällen unterworfen. Die Synthese scheitert.“²⁶ Diese Erhebung der Fauna zu einer für das Funktionsprinzip des Imaginären, sei es nur zu Abgrenzungszwecken, profitablen Phänomenologie - worunter auch die Untersuchung der tierischen Mimikry im Seminar XI fällt²⁷ - wird ihrerseits animiert durch entsprechende Vorstudien von Lacans surrealistischen Freunden und Zeitgenossen. So

²⁰ Lacan, Seminar III, S. 56.

²¹ Vgl. Gorsen, S. xxx

²² Das seit dem Dispositiv der Wissenschaften vom Realen als verzeitlicht und operational gedachte Sein dissoniert mit den von der episteme der Repräsentation verwalteten Definitionen von Sein, Subjekt und Objekt. Vgl. Michel Foucault, *Die Ordnung der Dinge, Eine Archäologie der Humanwissenschaften*. Frankfurt/M. 1974. Kapitel 7, 8 und 9. Vgl. auch Bernhard Siegert, *Passage des Digitalen. Zeichenpraktiken der neuzeitlichen Wissenschaften 1500-1900*. Berlin 2003. Teil II: „Riss“.

²³ Lacan, Seminar II, S. 213.

²⁴ Vgl. Foucault, *Ordnung der Dinge*, S. 114f, 122f, 131-35.

²⁵ Lacan, Seminar II, S. 214.

²⁶ Lacan, Seminar II, S. 215. Lacan verarbeitet in seiner Spiegeltheorie an vielen Stellen biologische und zoologische Phänomene, um Analogie wie Kontraste darzulegen. Vgl. z.B. Jacques Lacan, *Schriften*. Weinheim-Berlin. 1980.S. 163, 167-69; vgl. auch *Schriften I*, S. 116f; 140f, 166; *Schriften II*, S. 46, 51, 182; Seminar I, S. 215.

²⁷ Vgl. Lacan, Seminar XI, S. 80 und S. 104-08.

bezieht sich Lacan auf Untersuchungen von Roger Callois²⁸, und auch Dalís in diese Richtung orientierten Texte werden seinem Röntgenblick nicht entgangen sein.²⁹

Um zur wissenschaftshistorischen Quintessenz zurückzukommen - die klassische episteme lässt sich mit den jeweiligen Reservaten von Tauben, Schimpansen, Stichlingen oder „Wanderheuschrecken, die vulgär Grashüpfer heissen“ und spezifisch „*Schistocerca* genannt“ werden³⁰, korrelieren, sofern sich in beiden Welten jenes Objektive primär vorbereitet und glaubhaft installiert, das sich in der Zeit Lacans, Dalís und Heideggers (dessen Zeittheorie später noch angeführt wird), also diesseits des unterschiedliche Wissensfelder durchquerenden epistemischen Risses zwischen Sichtbarkeit oder Logifizierbarkeit der Objekte und der unvorstellbaren Operationalität des Realen, in einem Smog aus libidinöser Streuung, Blutgeschmack, einem Aroma von Elektrizität und neurasthenischen Wucherungen verloren hat.³¹ Die Synthese ist gescheitert, die Garnitur einer Welt mit Gemeindeumfang verloren, mit psychoanalytischer und surrealistischer Energie wird das Subjekt aus dem Erlebniswinkel der klassischen Bildwelt exmittiert. Stattdessen tote Winkel, strangulierte Erinnerungen, lose Körperteile, Letalfaktoren - die Wahrnehmung des menschlichen Subjekts nach Freud ist dazu verflucht, sich aus der Eindeutigkeit der Repräsentation herauskatapultieren zu lassen:

„In dieser Wahrnehmung wird in jedem Augenblick für den Menschen seine ideale Einheit evoziert, die nie als solche erreicht wird und ihm in jedem Augenblick entgeht. Das Objekt ist für ihn niemals definitiv das letzte Objekt, es sei denn bei bestimmten aussergewöhnlichen Erfahrungen. Aber dann stellt es sich als ein Objekt dar, von dem der Mensch unrettbar getrennt ist und das ihm die Figur selbst seines Aufklaffens in der Welt zeigt - als ein Objekt, welches ihn wesentlich zerstört, ihn ängstigt, das er nicht einholen kann, wo er nicht wirklich seine Versöhnung finden kann, sein Haften an der Welt, seine vollkommene Komplementarität auf der Ebene des Begehrens. Das Begehren hat einen radikal zerrissenen Charakter. Das Bild selbst des Menschen bringt hier eine immer imaginäre, immer problematische Vermittlung ein, die also niemals völlig vollendet sein wird. Sie stützt sich auf eine Folge von augenblickshaften Erfahrungen, und diese Erfahrung entfremdet entweder den Menschen von sich selbst oder sie führt zu einer Zerstörung, zu einer Negation des Objekts.“³²

In genau diesem Sinne und Stil präsentiert Dalí eine an Flagellantismus rührende Gymnastik, die nicht mehr zur Entspannung und Harmonisierung eines humanistisch übertrainierten Menschenbildes führt, sondern zu einer Totaldemontage des Körpers, durch die hindurch ein leerer Himmel blickt, das Körperloch -phi (das noch zu spezifizieren sein wird).

²⁸ Roger Caillois, „Mimétisme et psychasthénie légendaire » in : *Minotaure* Nr. 3 (4).

²⁹ Dalí, xxx

³⁰ Lacan, Schriften III, S. 168.

³¹ An dieser Stelle sei wiederum auf Siegert, Passage des Digitalen verwiesen, der diesen Riss zwischen der klassischen Logik der Repräsentation und der Operationalisierung und Diskretisierung des Realen in unterschiedlichen Wissensfeldern von der Mathematik über die Elektrizitätsphysik bis hin zur experimentellen Physiologie rekonstruiert.

³² Lacan, Seminar II, S. 213.



Dalís Bilder, das ist an diesem Punkt mehrfach deutlich geworden, sind mehr und anderes als einfache Replizierungen der Lacanschen Theorie in der Ästhetik; es ist vielmehr so, dass sich beide Bereiche, die Kunst und die Psychoanalyse, die Bilder Dalís und die Worte Lacans, gegenseitig entzünden, stützen und supplementieren. Die Aussage, Lacan sei in seiner Theorie der Spiegelungen und kammerflimmernden Blicke des Unbewussten inspiriert worden durch die Kunst Dalís, hat genauso ihre Rechtfertigung wie das bekannte wissenschaftliche Argument, das Dalís Bilder als Illustrationen der Spiegeltheorie interpretiert. Wenn Lacan schreibt, dass es „im Umkreis dieses Bildes eine unermessliche Reihe von subjektiven Phänomenen, angefangen von der Täuschung Amputierter über die Halluzinationen des Doppelgängers bis hin zu seiner onirischen Erscheinung und den Objektivationen des Delirs“ gibt³³, dann scheinen diese plastischen Untermalungen seiner Theorie von der genuinen Selbstentfremdung und psychotischen Disposition des Ich ihrerseits auf surrealistische Bilderstimulanzen zurückzugreifen.

Das lässt sogar Lacans These von der Unmöglichkeit der Geschlechterbeziehung und der für jede zwischenmenschliche Liebesbeziehung symptomatischen Aporie in den Assoziationsbereich eintreten. „Wenn man verliebt ist, ist man närrisch, wie der Volksmund sagt. ... Es ist das eigene Ich, das man in der Liebe liebt, sein eigenes Ich, wie es auf der imaginären Ebene realisiert ist.“³⁴ Gerade auch in der Liebe sind die Phantasien vom zerstückelten Körper ubiquitär, gerade auch in der Liebe finden die Doppelgänger ihre Sakristei - Doppelgänger, jene gespenstischen Erscheinungen des anderen, der einerseits die Unität des Ich im Spiegel reflektiert, andererseits ein ewiges Memento für die Abhängigkeit dieses Ego inkorporiert. Was anderes zeigen „Tristan und Isolde“ in Dalíscher Fassung als das in der Liebe so febril und bis zur äussersten Paranoia sich entladende Doppelgängersyndrom, das nicht mehr in zwei ganze, einheitliche, einander in Liebe verbundene Subjekte konfluiert, sondern nur ein Aroma von Unheimlichkeit hinterlässt ? - Elevation und Vernichtung, Charisma und Verhängnis.

³³ Lacan, Schriften III, S. 163.

³⁴ Lacan, Seminar I, S. 183.



Um ein letztes Beispiel anzuführen für das Faktum, dass die in der repräsentationslogischen episteme für die Ewigkeit gemachten Sinnbildungsprozesse bei Lacan und Dalí nur sehr verkürzte Phasen im Ritus der Identifikationen ausmachen, die zudem stets unterminiert und gefährdet werden von Kastrations- und Zerstükelungsängsten, Depersonalisationen und Doppelgängern. „Das finstere Spiel“ setzt die Dersertifikation auf dem Anderen Schauplatz wie ein Kaleidoskop in Gang - zerrissene Körper, zerschnittene Gesichter, abgetrennte Gliedmassen und Köpfe, verzerrte Proportionen, groteske Mutationen. Es blickt, es bringt den Betrachter zum Rotieren zwischen einer Kastration, die sich in der Zerrissenheit einer oberen Körperhälfte symbolisiert, dann den Artikulationen orphischer unbewusster Wünsche im geflügelten Aufstieg begehrtter Objekte, dann der Gestaltung eines besudelten Subjekts, das die Kastration durch verfehmtes Benehmen vermeidet (Dalís analerotische Phantasien mit kathartischem Charakter), dann ein Subjekt, das gerade Zeuge seiner eigenen Kastration wird und sich dabei ineins poetisch transzendiert.

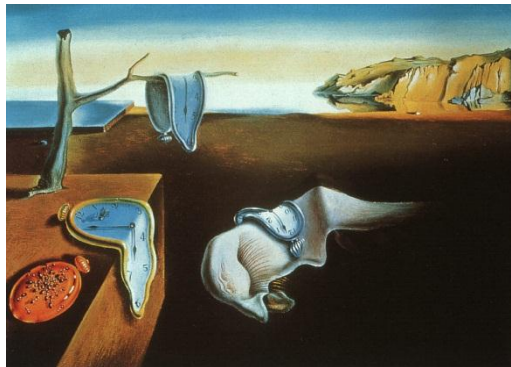


4. Zeit der Metamorphosen, Metamorphosen der Zeit

Die Bilanz: das Ich kann seine Einheit im Spiegel nur dann erobern, wenn es die entsprechenden, gegen die Wahrheit gestählten Nerven für Illusion und Virtualität mitbringt, wenn es über ein gewisses Ausmass an verkennungstüchtiger Potenz verfügt, wenn es jene letzte trauergeweihte Wahrheit, die keine ist, erfolgreich und titanisch abzufedern vermag - dass es immer schon vom Bannfluch einer primären Selbstentremdung und Gespaltenheit getroffen ist. Die primäre Erfahrung der Heterogenität und personalen Deterritorialisiertheit des zerstückelten Körpers ist traumatisch, und je störfreier sie verkannt und verdrängt wird, desto gesünder das Individuum, desto muskulöser die Illusion fürsichseiender Ganzheit und rationalistischer Autonomie. Aber die Psychoanalytiker und die Surrealisten wissen, dass es sich bei all diesen in der Nachsaison der Urverdrängung zumutenden Ego-Grossmeistern lediglich um sekundäre, kurzatmige und psychisch unzuverlässige Erscheinungen handelt, sie wissen um Wahnsinn und Wahrheit, um den Wahnsinn der Wahrheit. Im Gegensatz zur logozentrischen Tradition des Abendlandes, die in der Ich-Psychologie ihr trübes, aber aufsässiges Finale hat, wissen Lacan und Dalí, dass das Ich nichts ist als ein dialektischer Prozess von identitätsstiftenden und identitätsauflösenden Momenten. Sie wissen, dass es nicht nach oben, sondern immer nur nach unten gegangen ist, ontogenetisch wie phylogenetisch, individuell wie kulturhistorisch - „die Geschichte ist der Schulfall des Fragmentarischen, ein Motiv Orient, eine Mythe Mittelmeer; sie übersteht den Niagara, um in der Badewanne zu ertrinken; die Notwendigkeit ruft und der Zufall antwortet“³⁵ - dieses Wort Benns trägt ihre Generation. Es geht nach unten, paranoide Krisen anstelle von lichtbringerischer Vernunft, Copulation a tergo und wolfsmännische Mondsucht anstelle von Pestalozzis Güte, ein Wildwuchs von Träumen und keine hellenische Flora mehr, Marmor und Marzipan des Idealismus haben den Sturz der Zeiten nicht überstanden. Sie wissen, es ist die Zeit von

³⁵ Gottfried Benn, Das Hauptwerk in vier Bänden. Wiesbaden-München 1980. Bd. IV 210.

Spulen- und Kindesparadaus, die Gustav-Gänschkeit mit sich identischer und in sich gesicherter Egos in Niewiederkehr verloren, es ist eine andere Zeit, es geht nicht länger aufwärts, keine Metanoia, keine Aufklärung, keine Vervollkommnung des Bewusstseins, es geht vielmehr in den Wellengang einer anderen Zeit Es geht in die Zeit der aufgelösten und fragmentierten Strukturen, der diskontinuierlichen Wechselfälle, der mit der Plötzlichkeit eines Infarkts einbrechenden Transformationen, Montagen, Metamorphosen.... es geht in die Zeit eines Anderen Schauplatzes und damit in einen Anderen Schauplatz der Zeit.



Die Zeit selbst wird erschüttert und teilt sich, spaltet sich in zwei Zeiten - einerseits die imaginäre Zeit der entsubstanzierten Ichfunktion und andererseits die sich im unergründbaren Realen verlierende operationale Ontologie. Die Spaltung der Zeit korrespondiert den beiden antithetischen Momenten des Spiegelstadiums - Aurora des Ich und dann ein Entgleiten ins schattensüchtige Zwischenreich, Personal Oscar und dann Dissoziation, apollinisch klare Vorstellungen und dann eine Verdunklung, ein Verfall, Niedergang in das Reich, in dem die Zeit selbst sich im Unvorstellbaren und Unberührbaren verliert. Werden die vom Platonismus bis zur ichpsychologischen Charisma-Couch sich erstreckenden Theorien der Identität komplementiert und gestützt durch entsprechend vertrauensvermittelnde Zeitvorstellungen, so kommt es auf dem Anderen Schauplatz zu einer mit Autolyse drohenden Auflösung der Zeitlichkeit. Darin offenbart sich jedoch mit Heidegger nur die Wahrheit des Seins, das seit Freud die Zeit selbst ist als eine im Realen seiende, operierende, pulsierende Wiederholung von Fort und Da, 0 und 1, zerstückeltem Körper und Spiegel-Ich. Heideggers Destruktion des zunächst noch relativ vornehm von Descartes und im weiteren Verlauf von fadenscheinigen Ich-Psychologen gestützten Bewusstseins lässt sich mit der psychoanalytisch-surrealistischen Subversion dialogisieren. Slave to the rhythm der Alltagslichkeit und des alltäglichen institutionellen wie kulturellen Betriebs portioniert das psychologisch sanktionierte Ego sein Leben, angeleitet und verführt durch das Phantasma einer vorstellbaren, vorhandenen, nach Jetzt-Momenten einteilbaren und chronometrisierbaren Zeit. Der neuzeitliche Mensch verkennt die eigentliche Zeit des Seins in einer Folge von Anwesenheitsmomenten, so wie das Ich sich als eine ontologisierbare Einheit in einem anderen und umgekehrt den anderen als ein in der gleichen Weise ontologisierbares, koexistendes Wesen verkennt. Heidegger zeigt auf, dass der Mensch der Neuzeit die Zeit, die er doch selbst seiend ist, die er, um es in Lacansche Termini zu transkribieren, in seinem realen Sein als Operation der Wiederholung (zwischen Auto-Vampirismus und Spiegel-Reinkarnation) korpsifiziert, verkennt, indem er sie betrachtet und über sie reflektiert, wie man über eine Sache reflektiert. Der neuzeitliche Mensch setzt sich in ein Subjekt-Verhältnis zum Objekt Zeit und erblindet

so gegenüber der Tatsache, dass die Zeit nicht draussen auf der Objektseite ist, sondern dass sie sich in ihm zeitigt, dass er selbst Zeit ist, aber nicht im Sinne von: präsent, sondern in operandu und darum unmöglich zu denken, zumindest im konventionell objektivierenden Sinne der Repräsentationslogik.³⁶ Diese nach Heidegger - neben Hegel und natürlich Freud der wichtigste Luntener für Lacans Denken - bis weit in die Anfänge der abendländischen Philosophie zurückreichende Seins- und damit Zeitverknüpfung explodiert in der Moderne als ein Symptom von Bewusstseins- und Wirklichkeitspenetranz, das Lacan und Dalí in ihren theoretischen und künstlerischen Konzepten destruieren.

5. *Der Partialtrieb Blick*

Heidegger, Lacan, Dalí - die jeweiligen Disziplinen, in denen sie sich denkerisch betätigen, die Diskurse, die sich in ihnen generieren, bilden scheinbar eine unverbundene, gar disparate Reihe. Und dennoch gibt es den einen, unter dem Schibboleth Zeit oder Operationalität bereits vorgeführten Konvergenzpunkt in ihrem Denken. Heidegger, Lacan und Dalí bearbeiten mit den ihnen jeweils zukommenden Stilen und Batterien von Signifikanten ein und dasselbe Problem, sie beleuchten ein und dieselbe Lage, sie konfrontieren sich ein und demselben Phänomen. Um dieses Phänomen mit Heidegger zu spezifizieren - es ist das phänomenologische Phänomen, also „solches, was sich zunächst und zumeist gerade *nicht* zeigt, was gegenüber dem, was sich zunächst und zumeist zeigt, *verborgen* ist, aber zugleich etwas ist, was wesentlich zu dem, was sich zunächst und zumeist zeigt, gehört, so zwar, daß es seinen Sinn und Grund ausmacht.“³⁷ Daraus ergibt sich für das phänomenologische wie übrigens auch für das psychoanalytische und surrealistische Procedere das Postulat, dass dieses Sich-Entziehende und Sich-Verbergende nur in seinem Sich-Verbergen phänomenologisch beschrieben und verstanden werden kann. Das phänomenologische Phänomen ist keine Unsichtbarkeit im Sinne einer Sichtbarkeit mit negativem Vorzeichen, es kann als eine im Sein implementierte prozessuale Struktur weder positiviert noch negativiert werden, es ist ein unbewusster Blick. Unter Bezugnahme auf Heidegger ersetzt Lacan die Entgegensetzung sichtbar/ unsichtbar durch die Unterscheidung zweier Funktionen: Sehen und Blick. Er macht keine Klassifikationsarbeit - was ist sichtbar, was ist unsichtbar? -, sondern fragt nach den unsichtbaren, weil operativen Funktionen dessen, was jede Sichtbarkeit erst produziert, um so eine Abhängigkeitsbeziehung des Sichtbaren von

³⁶ In Sein und Zeit rekonstruiert Heidegger dieses Symptom ätiologisch aus der Ontologie und Metaphysik des gesamten Abendlands. Die Frage nach dem Sein des Seienden wurde stets artikuliert als Frage nach dem Vorhandensein und dem Vorstellbaren. Die metaphysische Verfehlung korreliert einer falschen Konzeption von Zeit, sofern das Denken des Seins als Präsenz sich in seinem Ausgangspunkt automatisch der Gegenwart verschreiben muss. Die Metaphysik prozediert mit Hilfe eines vulgären Zeitbegriffs - von der aristotelischen Blütezeit der Ontologie an bis ins 20. Jahrhundert wird die Geschichtlichkeit zugunsten eines vulgären Zeitbegriffs fortwährend unterdrückt. Ineins mit der Identifizierung des Seins als Vor-Augen-Sein und Anwesenheit erfolgt die Auslegung des Seins auf den Zeitmodus der Gegenwart. Die Zeit in ihrem unergründbaren und ängstlichen Charakter als Wesen des Seins wird vergessen bzw. domestiziert zu einem Seienden unter anderem Seienden, sie wird unanheim in ihrer Seinsstruktur beschrieben und objektiviert. Das Sein wird als Sichtbares oder Vorstellbares abgelesen an einem Seienden, das in der Welt und damit in der Zeit ist. In korrelativer Weise wird die Zeit selbst als ein solches innerweltlich Seiendes verkannt und deskribiert, ohne dass die klassische Ontologie sich dieser Paradoxie, dieses blinden Flecks (der später von Foucault als Unmöglichkeit der Repräsentation der Repräsentation analysiert wird) bewusst wäre. Eng verbunden mit diesem Symptom der Gegenwartsverhaftung ist die Vorstellung einer kontinuierlich als eine Folge von Jetzt-Momenten verlaufenden Zeit. Die Metaphysik stellt Zeit vor als eine lineare, chronologische Reihe von Gegenwartsmomenten: jeder Moment ist irgendwann einmal Gegenwart gewesen oder wird irgendwann einmal Gegenwart sein; Diachronie wird gedacht als Sequenzialisierung von Gegenwartsmomenten in der Zeit. Vgl. hierzu Heidegger, Sein und Zeit, S. 17-26. Vgl. auch Martin Heidegger, 1951/52, Was heisst Denken. Stuttgart 1992. S. 3-10 und 60-62. „Sein und Zeit“ wurde Anfang der 30er Jahre von Francois Wahl ins Französische übersetzt und von Lacan und den Surrealisten con brio studiert.

³⁷ Heidegger, Sein und Zeit, S. 35.

dem darunter laufenden Programm festzustellen, eine „Abhängigkeit des Sichtbaren (...) von dem, was uns unter das Auge des Sehenden stellt“. Es gibt also eine Abhängigkeit des Sichtbaren vom Unsichtbaren, wobei das Unsichtbare, mit Heidegger, keine wenn auch negativierte Essenz mehr ist, sondern ein Vollzug in der Zeit. Etwas muss noch vor dem Auge situiert werden, das Auge ist nicht das Medium selbst, sondern nur die Metapher für das Medium, „nur die Metapher für etwas, was ich lieber *das Spiessen* des Sehenden/ *la pousse* du voyant nennen sollte, etwas von vor seinem Auge.“ Alle Operationen Auge, alles Sehen wird durch einen präexistenten Blick instruiert: „Was einzukreisen wäre auf den Bahnen des von ihm gewiesenen Wegs, ist die Präexistenz eines Blicks.....“³⁸

Lacan situiert den Blick in der Reihe der sogenannten Partialobjekte klein a, die einen unvorstellbaren Mangel an Sein: die mit der Sigle Phi angeschriebene Klüftung des Seins, partialiter übersetzen in einen vorstellbaren Objektmangel, der die für das menschliche, das heisst in einem Körper verfangene Subjekt konstitutive Realität der Triebe montagehaft strukturiert. „Um der Realität dieses homöostatischen Systems willen tritt die Sexualität nur in Form der Partialtriebe auf. Der Trieb ist in genauem Sinne jene Montage, mit deren Hilfe die Sexualität am psychischen Leben partizipiert, und zwar auf eine Weise, die der Struktur eines Aufklaffens (*structure de béance*) angepasst sein muss.“³⁹ Die Zufügung des symbolischen Mangels Phi, der das Subjekt klüftet und diskretisiert, ereignet sich im Moment eines Traumas - Lacan spricht in diesem Zusammenhang auch von symbolischer Tötung -, der als solcher unmöglich zu rekonstruieren ist. Die Operation Phi, in der das Subjekt aus einer unvordenklich-vorsintflutlichen Bewusstlosigkeit in sein Schicksal des Begehrens geworfen wird, muss eben aufgrund dieser ihrer Unvordenklichkeit supplementiert werden durch eine Funktion, die eine - im Gegensatz zur klassischen episteme nicht vollständig, sondern partialiter funktionierende - Repräsentation des uneinholbaren realen Geschehens der Seinsspaltung im Bereich der körperlichen Realität des Subjekts möglich macht. Die traumatische Ur-Szene wird konvertiert in eine Urszene, die den imaginären Horizont codiert, in dem sich dem Subjekt die Wirklichkeit entdeckt, und es ist eine - entgegen allen von Ichpsychologen in Aussicht gestellten Halalis und Premierien eines erfüllten Lebens - martialische Entdeckung am Fusse dieser Wirklichkeit: die Kastration, die von Lacan als Automutilation inszenierte Abspaltung des Objekts klein a, „ein privilegiertes Objekt, das aus einer Urseparation entstanden ist, aus so etwas wie einer durch das Nähern des Realen induzierten Selbstverstümmelung“⁴⁰ Es gibt also - um den Zusammenhang summarisch zu rekapitulieren - kein Objekt, das den Signifikanten Phi innerhalb der geschlechtlichen Realität repräsentieren könnte, es gibt im Unbewussten kein Objekt, das Genitalität als solche zu repräsentieren vermöchte⁴¹, von daher muss der Seinsmangel Phi umschlüsselt werden in die Reihe der Partialobjekte klein a, die die Projektion des Begehrens ins Spiegelbild instigieren. Von der Seite der realen Triebe aus betrachtet wird das Spiegelbild als Translokation des subjektiven Begehrens in eine vermeintlich objektive und illusorische Erfüllung, ins Tableau der Welt, im buchstäblichen Sinne gehalten, getragen, verankert durch die Objekte a, woraus die für das Funktionieren der Illusion unumgängliche imaginäre Verkennung des tatsächlichen Status des Objekts a resultiert, stellt es doch nichts als ein Anathema,

³⁸ Lacan, Seminar XI, S. 78.

³⁹ Lacan, Seminar XI, S. 184.

⁴⁰ Lacan, Seminar XI, S. 89.

⁴¹ Vgl. Lacan, Seminar XI, S. 214: „Da aber jeder Trieb als Trieb wesentlich Partialtrieb ist, besitzt kein Trieb für sich ... die Fähigkeit, die Totalität der *Sexualstrebung** zu repräsentieren, sofern diese nämlich als die Vergegenwärtigung der Funktion der *Fortpflanzung** im Psychismus angesehen werden kann, vorausgesetzt, sie vermag überhaupt in diesen einzugehen.“

einen hässlichen und kavernösen Rest eines Kastraktionsaktes dar, der wiederum nur das primordiale und eigentliche Trauma der Geworfenheit, der Seinsklüftung visualisiert. Der Partialtrieb erweist sich somit als ein Programm, das die Übersetzung von Phi in die geschlechtliche Realität ermöglicht, das damit letztendlich Bedingung der Möglichkeit der Übertragung des unbewussten Begehrens darstellt. Dass jedoch zu dieser Übertragung noch ein weiterer fundamentaler Operator postuliert werden muss, erschliesst sich aus jener legendären Passage, in der Lacan das heterogene Gefüge der Partialtriebe mit ausgewiesenen surrealistischem Temperament präsentiert:

„Die Montage beim Trieb präsentiert sich zuallererst ohne Schwanz und Kopf - so, wie man bei den Collagen der Surrealisten von Montage spricht. Wenn wir die von uns auf der Ebene des *Drangs** definierten Paradoxe auf die Objektebene, die Ebene des Triebziels übertragen, würde, glaube ich, das Bild, das entsteht, eine in Gang befindliche Lichtmaschine darstellen, die an einen Gashahn angeschlossen ist, aus dem eine Pfauenfeder herausragt, die eine hübsche Frau am Bauch kitzelt, welche nur der Schönheit der Sache wegen da ist. Die Sache wird freilich da interessant, wo der Trieb nach Freud die Möglichkeit definiert, einen solchen Mechanismus auf alle Arten umzukehren. Das heisst nicht, dass man die Lichtmaschine umdreht - man spult die Drähte ab, die werden zur Pfauenfeder, der Gasanschluss ragt in den Mund der Dame, und in der Mitte ragt ein Bürzel heraus. ... Alles läuft nur über grammatische Beziehungen ab, die rein künstlich sind...“⁴²

Um solche, für einmal nicht durch Dalí, sondern durch Magritte stimulierte Unordnung von Beziehungen auf eine egomorphe Weise zu sortieren und zu homogenisieren, um also eine mit egogerechtem Schwanz und Kopf ausgestatte identifizable Grundfigur ins Spiegelbild zu inserieren, muss Lacan den unter der Sigle -phi geführten und in Folge auch als imaginärer Mangel bezeichneten Operator in die Grammatik des Unbewussten integrieren. Der Signifikant -phi lässt sich gemäss der Formel der Metapher - ein Signifikant der unbewussten Kette wird durch einen anderen Signifikanten substituiert und übertragen, bleibt jedoch mit dem ersten Signifikanten im Unbewussten vernetzt⁴³ - deduzieren. - phi ist ein metaphorisch mit Phi, dem symbolischen Mangel, versäumter Signifikant und übernimmt in Lacans System die Funktion, das kopflose Subjekt des Unbewussten in einen durch das Wort „Ich“ integrierten Aussage-Satz oder, appliziert auf die Blick- und Spiegeltheorie, in ein durch „Ich“ zentriertes Spiegelbild zu transformieren. Sofern -phi, die durch die Verkenning des Seinsmangels konstituierte Ichfunktion, unsichtbar im Zenit des Spiegelbildes levitiert, werden Lichtmaschine, Gashahn, Pfauenfeder und hübsche Frau sich arrangieren zu einer hominisierten Wirklichkeit, in der hübsche Frauen mit Pfauenfeder-Hüten durch die Strassen flanieren und sich ohne jedes Gefühl von Behelligung und Belästigung betrachtet wissen von distinguierten Herren, die in ihren mit potenten Lichtmaschinen equipierten Volkswagen an ihnen vorbeifahren. Die fundamentale Voraussetzung für eine in dieser Weise menschenaugenfreundliche und menschenaugenzahme Wirklichkeit liegt jedoch darin, dass das Funktionsprinzip von -phi und insbesondere seine Verbindung zu Phi sich nicht enthüllt, darin also, dass über den genuinen Verlust des Objekts nicht der noch fatalere Mangel an Sein erfahrbar wird. Der imaginäre Mangel -phi darf sich nicht in seiner Funktionalität als Verkennungsoperator und in seiner grammatischen Vernetztheit mit der Funktion des symbolischen Todes, der Skansion des phallischen Signifikanten Phi, zeigen. Der Blick des Unbewussten muss aus der durch die Verkenning von -phi und „Ich“ stabilisierten Friedenswelt - zu deren prominentesten Beispielen die klassische, repräsentationslogisch basierte Episteme und die

⁴² Lacan, Seminar XI, S. 178.

⁴³ Vgl. Lacan, Schriften II, S. 32.

egopsychologisch konditionierte moderne Wirklichkeit zählen - ausgespart werden. Die narzisstische Befriedigung von gut behüteten Frauen und hochdekorierten Philosophen stellt sich nur ein, wenn der „Blick ... uns einkreist und ... aus uns ... angeschaute Wesen macht, freilich ohne dass uns dies angezeigt würde! ... Eben da ist jene Phantasie, die wir in der Perspektive Platons finden, die Phantasie eines absoluten Wesens, dem die Eigenschaft des Allsehenden übertragen ist. Selbst auf der Ebene der phänomenalen Erfahrung der Kontemplation blitzt diese Allsichtsperspektive auf in der Befriedigung einer Frau, die sich betrachtet weiss, vorausgesetzt, dass man es ihr nicht zeigt.“⁴⁴ Philosophen in platonischer Tradition sind nicht weniger präventios, eitel und narzisstisch motiviert als Frauen mit Balmain-Veilchen und Marabufedern; aus psychoanalytisch detachierter Perspektive ist die Selbstgewissheit des idealistischen Philosophen eine narzisstische Befriedigung unter metaphysischen Augen. Lacan betont die privilegierte Funktion des Partialtriebs Blicks hinsichtlich der psychoanalytischen Rekonstruktion des philosophischen Idealismus und insbesondere des cartesischen Cogito. „Das Privileg des Blicks - aber auch der Grund, weshalb das Subjekt so lange sich in dieser Abhängigkeit verkennen konnte - liegt in der Struktur des Blickes selbst.“⁴⁵ Beim Blick sind der Seinsmangel (Phi) und der imaginäre Mangel (-phi) als jener Punkt, der das Cogito zentralperspektivisch integriert und absichert, direkt verbunden, um nicht zu sagen: kurzgeschlossen.⁴⁶ Im Moment der Übertragung, also der Übersetzung des kopf- und schwanzlosen *Je* in ein durch das Auge der Vernunft tailliertes *Moi*, schwindet das Sein, die Kluft des Seins (Phi) öffnet sich, der Partialtrieb wird aktiviert, das Objekt *a* prozessiert ein durch -phi integriertes Phantasma. Der Blick zeichnet sich jedoch, und hier liegt der entscheidende Punkt, im Gegensatz zu den anderen Partialtrieben dadurch aus, dass die Verbindung zwischen Phi und -phi hier enger und näher ist. Gerade aufgrund der gefahrdrohenden Nähe des Blicks zur Mortifikation des Seins muss die für die Ichfunktion symptomatische Verkennung der genuinen Gespaltenheit und Alienation des Seins in der Geschichte der abendländischen Philosophie maximiert werden, um in der repräsentationslogischen episteme des Cogito einen Kulminationspunkt zu erreichen.

„Sowie das Subjekt sich diesem Blick akkommodieren will, wird der Blick jenes punktförmige Objekt, jener schwindende Seinspunkt, mit dem das Subjekt sein eigenes Schwinden verwechselt. Auch ist der Blick von allen übrigen Objekten, in denen das Subjekt die Abhängigkeit, in der es im Register des Begehrens ist, erkennen kann, dadurch unterschieden, dass er nicht zu fassen ist. Er wird daher mehr als jedes andere Objekt verkannt, und vielleicht ist auch dies der Grund, warum das Subjekt so gerne den ihm eigenen Zug des Schwindens und der Punktualität in der Illusion des Bewusstseins, sich sich sehen zu sehen, symbolisiert, in der der Blick elidiert wird.“⁴⁷

Eine lange Zeit über, eine ganze lange okzidentale präsenzaffirmierende Epoche über hat sich diese auf der Elision des unbewussten Blicks ruhende Welt gehalten. Eine lange Zeit über haben soigniert behütete Cogitos die Wirklichkeit in ihren allmächtigen Vorstellungen imperialisiert und die kollektiven Phantasmen kommandiert. Eine lange Zeit über - bis zur Übernahme von Heidegger, Lacan, Dalí - hat sich die Spiegeloberfläche einer allsehenden, aber nicht exhibitionistischen Welt gehalten. In den Grenzen dieser Oberfläche wurde das Reale begrifflich exhauriert und entwildert zu

⁴⁴ Lacan, Seminar XI, S. 81.

⁴⁵ Lacan, Seminar XI, S. 89.

⁴⁶ Zu Lacans medienarchäologischer Rekonstruktion des Cogito aus der Zentralperspektive vgl. Ulrike Kadi, Bilderwahn. Arbeit am Imaginären. Wien 1999. S. xxx.

⁴⁷ Lacan, Seminar XI, S. 90.

einer Natur. In ihren Grenzen wuchs Kaffeetassen kein Pelz, und die Konserven enthielten Pfirsich oder Spargel, aber nicht Duchampsche Zufälle. In ihren Grenzen beschränkten sich Geräte und Gegenstände funktional auf Utilitarismus, weit entfernt, sich mit Dalíschen symbolischen Funktionen aufzuladen. Die Verkenning der -phi-Funktion schützte vor Verheerungen und verhinderte, dass Badewasser springflutmässig entartet und Geschichtsprofessoren darin ertrinken macht. In den Grenzen der Spiegelwelt, in der Eskamotage des an die symbolische Tötung gemahnenden Blicks, ist das Bild stillgestellt, die Pandemie der Objekte, ihre Defiguration, ihre Versandung, ihre Metamorphose wird abgehalten. In ihren Grenzen gibt es ein ästhetisch stilisiertes Interieur inklusive Freesien in Muranoglas-Vasen, aber keine leeren Vasen und vereinsamte Blumentöpfe⁴⁸ und auch keine Begegnungen von Lichtmaschinen, Gashähnen, Pfauenfedern und schönen Frauen auf Seziertischen. Eine lange Zeit über, ein ganzes Säkulum des Denkens, sind Normalpersonen und Replikanten von Normalpersonen vor den Fallkrisen der Zeit bewahrt worden, in denen das Sein, jener Körper, den abendländisch rationalisierte Ärzte und Gymnastiklehrer so gern zum Objekt machen, Desintegration und Zerstückelung erfährt. Eine lange Zeit bis zur Revolte der Surrealisten, die in ihren Montagen und Anamorphosen die Missbrauchsregeln der idealistischen Verkenning entdecken und so den Blick hysterisieren. Nicht zuletzt den analytischen Blick Lacans, der im Zuge seiner Studie über den Partialtrieb des Blicks die Welt des cartesischen Cogito dekonstruiert und das „Gefühl der Befremdlichkeit“ evoziert, das sich enthüllt in Träumen und auf Anderen surrealen Schauplätzen, „auf dem das Charakteristische der Bilder“ darin besteht, „dass *es zeigt*.“⁴⁹ Die Bilder Dalís lassen den Blick spürbar werden, sie treiben den Betrachter weit, zu weit an die Spiegelperipherie, dort, wo Störfrequenzen die Oberfläche invadieren, sie paranoisieren den Betrachter im bezug auf das phänomenologische Objekt, „von dem das Phantasma abhängig ist, dem das Subjekt anhängt in dem ihm wesentlichen Schwanken, Flimmern/vacillation - der Blick“⁵⁰.

Die Zusammenhänge und Konstellierungen von Phi, a und -phi werden im folgenden noch eingehender erläutert. Für den Moment soll das Funktionsprinzip des Blicks noch einmal in vereinfachter Form zusammengefasst werden: Die Welt wird durch einen unbewussten Blick-Code via Spiegelung projiziert wird, wobei dem gespaltenen Subjekt des Unbewussten - Phi - auf dieser softwarenen Galerie nur ein einziger Punkt entspricht: -phi, das imaginäre *Moi*, das Ich der idealistischen Zentralperspektive, das gemeine Bewusstsein: „.....ich sehe nur von einem Punkt aus, bin aber in meiner Existenz von überall her erblickt...“ Der Blick funktioniert, um es noch einmal zu pointieren, nicht auf der Basis einer substantiellen Unterscheidung von Sichtbarem und Unsichtbarem - „unser Weg wird uns nicht zwischen Unsichtbarem und Sichtbarem hindurchführen...“⁵¹, sondern auf der Basis diskreter signifikanter Unterscheidungen.

⁴⁸ Im Seminar I formuliert Lacan diese Voraussetzung der Illusion, derzufolge das Subjekt die Grenzen der Spiegelwelt nicht überschreiten darf, im Kontext des Experiments vom umgekehrten Blumenstrauß. Das Ich muss im Inneren des vom Konvexspiegel erzeugten Kegels positioniert sein. Vgl. Lacan, Seminar I, S. 106: „Damit sich die Illusion einstellt, damit sich, vor dem betrachtenden Auge, eine Welt konstituiert, in der das Imaginäre das Reale einschliesst und, gleichzeitig, formen kann, in der auch das Reale das Imaginäre einschliessen und, gleichzeitig, situieren kann, muss eine Bedingung erfüllt sein - das Auge muss (...) in einer bestimmten Position sein, es muss im Innern des Kegels sein ... wenn es ausserhalb des Kegels ist, wird es nicht mehr das sehen, was imaginär ist, aus dem einfachen Grund, dass nichts vom Rückstrahlkegel auf es treffen wird. Es wird die Dinge in ihrem realen Zustand sehen, das heisst das Innere des Mechanismus, und einen armen leeren Topf oder vereinsamte Elemente, je nachdem.“

⁴⁹ Lacan, Seminar XI, S. 81.

⁵⁰ Lacan, Seminar XI, S. 89.

⁵¹ Lacan, Seminar XI, S. 79.

Der Blick ist ein phantasmatisches Programm zur Erzeugung und Übertragung von Welt - ein Code, der bereits bereits ausführlich besprochen wurde. Es ist das Spiegelstadium als eine zeitliche Skansion zwischen dem Realen des zerstückelten Körpers, das die Requisiten, aus denen Welt sich konfiguriert, in einer - um im Code zu bleiben - disassemblierten Form enthält, und dem Frühlingserwachen eines ganzen Ego, um das sich ganze und stets egomorphe Objekte welt- und raumgreifend gruppieren.⁵² Ein in Form einer operationalisierten Spaltung des Körpers implementierter Blick arbeitet und alterniert am Grund aller weltgerechten Figuren, Gestalten, Schatten und Konturen vom Luna-Park über die ewig-innerzeitlichen Jetsetjahre des Ich bis zum eidetisch reduzierten Objekt des Vulgär-Phänomenologen.⁵³ Als ein dem Objekt a vernetztes Begehren verschlüsselt und überträgt sich der Blick, er projiziert sich ins Sehfeld, aber er kann - als ein phänomenologisches Phänomen - niemals innerhalb der Grenzen dieses Sehfeldes, der Projektion erscheinen⁵⁴, von möglichen Bildstörungen abgesehen. Der Grund liegt in jener Losung, die Heidegger, Lacan und Dalí in ihren unterschiedlichen Reichen, aber mit gleicher Leidenschaft verfolgen - in der Zeitlichkeit.

Die Beziehung zwischen dem unbewussten Blick und dem imaginären Sehfeld korreliert der seit Freuds Dezentrierung des Subjekts in die Liga psychoanalytischer Hauptsätze aufgerückten irreduziblen Getrenntheit von unbewusstem Subjekt (*je*) und imaginärem Bewusstsein (*moi*). Entscheidend aber ist der zeitliche Modus dieser Separation. Es geht nicht um ein komplementäres Verhältnis von unbewusstem und bewusstem Subjekt, keine Dualität von Vorder- und Rückseite, richtig ist vielmehr „dass das Unbewusste, wie Freud immer unterstrichen hat, seine Wirkung nicht einfach aus jenem Zug bezieht, ein unbewusst*, ein nicht-bewusst zu sein“⁵⁵. Lacan widerlegt ein gängiges Vorurteil, das schon Freud angefochten hatte - die Reduktion des psychischen Apparats auf ein dichotomisches Bauprinzip, auf eine Symmetrie- oder Äquivalenzbeziehung.⁵⁶ Er weist nach, dass das Unbewusste alles andere als ein Bewusstsein mit umgekehrtem Vorzeichen ist, es ist nicht einfach die Inversion, die Kehrseite des Bewussten, die als als solche durch einfache umkehrende Abbildung aufzudecken wäre.⁵⁷ Es gibt keine räumlich getrennte Koexistenz zweier Bereiche namens

⁵² Die Objekte der Wirklichkeit folgen in ihrer Genese derselben Instruktion wie das Ich, sie werden auf dem Weg der narzisstischen Projektion ins Tableau der Welt implantiert. „Damit es eine Beziehung zum Objekt gibt, muss es schon eine narzisstische Beziehung des Ich zum anderen geben. Das ist übrigens die primordiale Bedingung jeder Objektivierung der Aussenwelt.“ Lacan, Seminar II, S. 124. Die Theorie des Spiegelstadiums profiliert diesen Mechanismus ganz unmissverständlich: „Es ist das Bild seines Körpers, das das Prinzip jeder Einheit ist, die er [der Mensch] an den Objekten wahrnimmt. Von diesem Bild nun nimmt er die Einheit nur ausserhalb und in einer antizipierten Art und Weise wahr. Aufgrund dieser doppelten Beziehung, die er zu sich selbst hat, werden sich sämtliche Objekte seiner Welt immer um den irrenden Schatten seines eigenen Ich strukturieren. Sie werden alle einen fundamental anthropomorphen, wir wollen sogar sagen egomorphen Charakter haben.“ Lacan, Seminar II, S. 213.

⁵³ Vgl. Heidegger, Sein und Zeit, S. 31.

⁵⁴ Vgl. Lacan, Seminar XI, S. 80: „In unserem Verhältnis zu den Dingen, das konstituiert ist durch die Bahn des Sehens und geordnet nach den Figuren der Vorstellung, gleitet, läuft und überträgt sich von Stufe zu Stufe etwas, das jedoch immer bis zu einem gewissen Grad umgangen wird - es ist das, was Blick heisst.“

⁵⁵ Lacan, Seminar III, S. 115

⁵⁶ So stellt er beispielsweise im zweiten Seminar die provokative Frage: „Sind die beiden Systeme [das System Ich und das des Unbewussten] komplementär? Sind sie gleich bis auf eine Veränderung des Vorzeichens? Das Unbewusste und das, was seiner Enthüllung widersteht, verhalten sie sich wie Kehrseite und Vorderseite?“, um dann in den folgenden Passagen zu einem unumstößlichen und ausführlichen Gegenbeweis gegen eine derart missgebürtliche Vorstellung auszuholen. Vgl. Lacan, Sem II, S. 79ff.

⁵⁷ Hierin schliesst Lacan sich Foucaults Kritik der Psychologie zur episteme des Menschen: die moderne Psychologie präferiert, das Unbewusste einfach als Negativ des Bewusstseins abbilden zu können, d.h. sie unternimmt den unmöglichen Versuch, die Kantsche Erfahrung vermittelt der Konstruktion einer empirisch-transzendentalen Dublette namens Mensch unterlaufen zu können. Der Mensch in der episteme der Moderne masst sich, mit Foucault, an, die Repräsentation zu repräsentieren. Mit Lacan: das Ego unternimmt den Versuch, sich selbst zu zählen, ein Versuch der zur Aporie verurteilt ist - und die Symptome erzählen die symbolische Geschichte dieser Aporie er -, denn das Ego kann sich nicht selbst zählen oder

Bewusstsein und Unbewusstsein, Auge und Blick, sondern eine syntaktische Vernetzung - die im Spiegel erscheinende, sich um den Punkt des imaginären Mangels (-phi) zentrierende und jenen im zentralperspektivischen Idealfall verdeckende Projektion ist das Resultat einer vorgängigen Operationalität des symbolischen Mangels (Phi) im Unbewussten, einer als solchen unvorstellbaren Prozedur, handelt es sich doch um die als temporales Pulsieren seiende Klüftung, um den Taktgeber des Spiegelstadiums, um die Wunde des diskretisierten Seins als solchen.

6. *Phi und -phi*

Noch einmal mit Heidegger: zwischen der fundamentalontologischen, ontologischen und ontischen Ebene existiert kein essentieller, sondern ein operativer Unterschied - ein und dieselbe (fundamentalontologische/ unbewusste) Prozedur in der Zeit verschlüsselt sich auf der ontischen oder bewussten Ebene als innerzeitliche Erfahrungswirklichkeit. Daraus erwächst - für die Daseinsanalyse, die Psychoanalyse sowie für die Kunst - das Postulat der Revision klassischer philosophischer und wissenschaftlicher Methoden des Vor-Augen-Stellens und der Objektivierung. In den jenseits der Diskretisierung und Faradisierung liegenden Dezennien ist es nicht länger die Realität, es ist das Reale, das die Antennen derjenigen Wissenschaftler innerviert, die auf Kosten des klassischen Erfahrungsobjekts zum Sprung in den Abgrund, zur epistemologischen Verunsicherung bereit sind. Allen voran die Surrealisten, deklarieren sie doch ihr Grossprojekt - die Mission zur Surréalité - nachdrücklich als ein nicht nur ästhetisch, sondern auch szientifisch motiviertes Unternehmen. Das Reale konstituiert sich als ein phänomenologisches Phänomen gerade durch den unwiderruflichen Entzug des Objektcharakters. Das Reale, das Sein Heideggers, der unbewusste Blick Lacans, umfasst lang keine substantziellen, vorstellbaren Objekte oder Wesenheiten mehr, es ist vielmehr das Unverfügbare kat exochen, und dies nicht zuletzt darum, weil es zeitlich-dynamisch ist. Das Sein, das Unbewusste als Zeit lässt sich weder reflexionsphilosophisch noch ästhetisch externalisieren - es ist unser Sein, wir sind es, wir implementieren diese Zeit, dieses Sein, dieses Reale, wir sind das Sein noch in dem Moment, in dem wir über das Sein und die Zeit sprechen - wodurch alles Sprechen bis zu einem Grad stets unmöglich und zum Scheitern verflucht ist. Heidegger, Lacan, Dalí - so weit auseinander die Plantagen ihrer Gedanken* und Signifikanten auch liegen mögen, so zeichnen sie sich doch alle drei gemeinsam dadurch aus, dass sie kompromisslos und ohne Rücksicht auf mögliche destruktive Begleiterscheinungen von diesem Scheitern Funktion machen und die Fährte des Realen aufnehmen.

Etwas funktioniert im Realen. Und Lacan extrahiert unterschiedliche symbolische Systeme oder topologische Figuren aus diesem als solchem unausdenkbaren Geschehen - Linguistik, Mengenlehre, Poesie, Topologie, Philosophie, Mythologie, Signaltheorie, Mikrobiologie. Es gibt keine Metasprache, es gibt nur unterschiedliche symbolische Systeme und Diskurse, die partiale und saisonale Wahrheiten, ein begrenztes symbolisches Wissen, über ein unergründbares und unsagbares Geschehen im Realen lancieren. Lacan versetzt dieses Reale in eine zwischen und An und Aus fluktuierende Opernplatzbeleuchtung. Das Gedächtnis, die Zeit des Subjekts, „ist etwas, das sich im Kreise dreht“ und das „aus Botschaften gebildet“ ist, „es ist eine Abfolge kleiner Plus- oder Minuszeichen, die, nacheinander, im Gänsemarsch, immer weiter hineingeraten und sich drehen, so wie auf dem

reflektieren aus dem einfachen Grund, weil es nicht räumlich, sondern zeitlich-syntaktischen vom Unbewussten separiert ist. Vgl. Foucaults Kapitel *Das Cogito und das Ungedachte* in der *Ordnung der Dinge*, 389ff. Vgl. auch Andreas Cremonini, *Die Durchquerung des Cogito. Lacan contra Sartre*. München 2003. S. 24.

Opernplatz die kleinen elektrischen Lämpchen sich entzünden und verlöschen⁵⁸ Heideggers Abgrenzung der ontischen Innerzeitigkeit von der eigentlichen Zeit, der ontologischen Temporalität, lässt sich keineswegs eindeutig, aber doch gewinnbringend vergleichen mit Lacans Zeit-Konzept, das zwischen der imaginären Zeit des Bewusstseins - beschrieben als ein in seiner transitorischen Phasenhaftigkeit zugunsten der Kontinuität des Ich verkannter Moment des Spiegelstadiums - und der symbolischen Zeit des Unbewussten differenziert. Lacans bevorzugte Rekurrenz auf die kybernetischen und computermathematischen Diskurse zwecks Formalisierung des realen Unbewussten prägt auch seine Beschreibungen der Zeit des Unbewussten. Neben der berühmten, im Gefangenensophisma notierten Theorie der logischen Zeit, auf die in diesem Kontext nicht eingegangen werden kann, adaptiert Lacan auch die mit der Genealogie des Digitalcomputers verbundene Revision des Denkens der Zeit. Im Sinne einer Logisierung - und nicht etwa einer auf Identifikation und Objektivierung hinauslaufenden Gleichsetzung - unterstellt er die Zeit des Subjekts, das diskrete Pulsieren zwischen dem Real-Sein eines VanDālismus von Trieben, einer genuinen, auf immer unbesungenen Desorganisation des Körpers, und der Re-organisation, Defragmentierung und Unifizierung dieser Streuung in einem Spiegelbild mit Nimbus, der digitalen Zeit der Computer. Wolfgang Hagen hat diese Zeit - und auch ihre Genealogie in der Physik des Wechselstroms - beschrieben als ein System, das seine Vergangenheit, Zukunft und Gegenwart in Form von diskreten Zuständen enthält und sich permanent und ohne Unterlass überschreibt und restituiert.⁵⁹ Entsprechend konzeptualisiert Lacan das Gedächtnis bzw. die Geschichte des Subjekts als diachronisch-synchronische Beziehung. In der Diachronie aufeinanderfolgende Ereignisse und Identifikationen werden in Form eines synchronisch operanten Gedächtnisses transportiert. Das Subjekt wird in all seinen Handlungen gesteuert durch einen Gedächtniscode, der sich diachronisch unentwegt in delete-rewrite Schritten bewegt.⁶⁰ Im Kontext des Spiegelstadiums - das Unbewusste erinnert die vergangenen Stadien und Phasen der Identifizierung, es bewahrt und integriert die Reihe der Ich, die das Subjekt in seinem aus Alternationen von realer Diskontinuität und der „Bestrickung - *captation* durch das Bild des anderen“⁶¹ bestehenden Lebensfrist ins Rampenlicht des Spiegels setzt. In der Diachronie speichert Unbewusste all diese Versionen eines Ich, die - dem Faktum, dass es in jeder Identifikation „ein Echo der Relation der Ausschliessung *er oder ich* gibt“ und dass „jedes rein imaginäre Gleichgewicht mit dem anderen stets mit einer fundamentalen Instabilität behaftet ist“⁶² entsprechend - stets zugleich kamerawirksam und unheimlich, erotisch und maligne, glanzvoll und niederträchtig sind. Mit einer Gestimmtheit zwischen digitaler Leichtfertigkeit, Kreuzigung und Hypersensibilität für das Leiden und den Verfall der Kreaturen werden die Ichs in Lacans Theorie in ihre disparaten, signifikanten Elemente dekomponiert und resorbiert in unbewusste Versunkenheit, um mit der nächsten Synkope und unter den veränderten Bedingungen des diachronisch restrukturierten Blick-Codes im Sehfeld als Update vom Ich zu resurgieren. So erschliesst sich, „dass das Ich aus der Folge seiner Identifizierung mit den geliebten Objekten gemacht ist, die ihm erlaubt haben, seine Form anzunehmen. Das Ich, das ist ein Objekt, das wie eine Zwiebel gebaut ist, man könnte es pellen und

⁵⁸ Lacan, Seminar III S. 204.

⁵⁹ Vgl. Wolfgang Hagen, 1994, „Computerpolitik.“, in: Friedrich Kittler, Norbert Bolz, Christoph Tholen (Hg.), 1994, Computer als Medium. München. S. 143f.

⁶⁰ Zum diachronisch-synchronischen Gedächtniskonzept Lacans vgl. Seminar I, S. 20-22, Seminar II, S. 58 und Seminar III, S. 141.

⁶¹ Lacan, Schriften III, S. 157f.

⁶² Lacan, Seminar III, S. 126.

man fände die aufeinanderfolgenden Identifikationen, die es konstituiert haben.“⁶³ Und wie ein blitzartig kurzes Intermezzo ruft sich Dalí in Erinnerung: „Diese Hand hält auf den Fingerspitzen ein Ei, einen Samen, eine Zwiebel, aus welcher der neue Narziss geboren wird - die Blume.“ Das im Stil von Schattenboxen und im Takt des Digitalen zwischen den Zuständen eines bis zur Pathogenie unbestimmbaren Seins und einer vor Unzuverlässigkeit flimmernden Projektion hat nichts mehr von einem statischen, sich selbst transparenten Erkenntnisprinzip, und es ist auch keine Identität in der Zeit im Sinne des kantischen Prinzips der transzendentalen Apperzeption. Das Subjekt Lacans wird nicht kontrapunktiert durch die Kontinuität eines ‚ich denke‘, sondern korpifiziert, unterschiedliche Stadien, Etappen, Muster von Identifizierung durchlaufend, eine von diskreten Schritten skandierende, fortlaufende Modifizierung, Restitution, Metamorphose seiner selbst.

Das Legato der Zeit, das wie ein sahniger Baldachin über der Stase des auf die ontische oder imaginäre Innerzeitlichkeit reduzierten Sehfeldes schwebt, wird unterminiert durch eine andere, durch die Zeit des pulsierenden Unbewussten, die als zeitlos-ewige Folge von 0 und 1, Fort und Da, An und Aus den Rhythmus des Spiegelstadiums, den Wechsel zwischen Defiguration und Ego-Phönix vorgibt. Die diskrete Zeit, so wie sie seit der Entdeckung des Stroboskopeffekts und der Induktion in den von der „Fee Elektrizität“⁶⁴ beseelten Stromkreisen bis zu den Elektronenröhren moderner Computer läuft, lässt sich in ihrem Lauf beschreiben als die ewige Selbstdekonstruktion des Voraufgehenden in Form einer selbstdekonstruktivistischen Antizipation.⁶⁵ So prozessiert diese Zeit des unbewussten Blicks das Spiegelstadium, bei dem die Lichtgestalt des bewussten Ichs selbst dialektisch ihre eigene Negation provoziert, nämlich die Dekomposition und Auflösung des Ich. „Jene Kette, die darauf insistiert, sich zu reproduzieren in der Übertragung, und die ... in einem Gedächtnis [wohnt], vergleichbar dem, das man ebenso nennt bei unsern modernen Denkapparaten (die auf einer elektronischen Realisierung der signifikanten Komposition basieren)“⁶⁶ ist das Gedächtnis des Unbewussten, die sukzessive Folge der Identifikationen, in denen sich iterativ das unbewusste Begehren, der Blick überträgt.

Es muss jedoch eine fundamentale Voraussetzung gefordert werden, damit diese Zeit, in der das Subjekt sich „der Entfaltung der strukturellen Alternation widmet, in der die An- und Abwesenheit sich gegenseitig aufrufen“⁶⁷, und die die Reihe der „Zwischen-Ich“⁶⁸ interpungiert, überhaupt erst in Operation gesetzt werden kann - nämlich die bereits besprochene Diskretisierung des Seins, die Installation des Operators Phi, der eine Spaltung derart ins Reale des Seins einführt, dass dieses in Folge zwei diskrete Zustände annehmen kann. Vor dieser Forderung eines mediatisierten Seins namens Unbewusstes steht, und das verkennt eine traditionelle, das Sein als permanente Anwesenheit und Sichtbarkeit verkennende Ontologie, die Forderung des Dass eines Mediums überhaupt. Es gibt nach Lacan keine rein symbolische Struktur ohne ein reales Medium, das sie implementierte, sei es ein menschlicher Körper, eine Elektronenröhre oder eine Radiowelle.⁶⁹ Dabei berührt das reale Funktionieren des Mediums, der Signifikant Phi als operationalisierte Diskordanz des Symbolischen

⁶³ Lacan, Seminar I, S. 219f.

⁶⁴ Lacan, Seminar II, S. 383.

⁶⁵ Zur Geschichte des Wechselstroms vgl. Wolfgang Hagen, „Zur medialen Genealogie der Elektrizität.“, in Rudolf Maresch (Hg.), 1999, Kommunikation, Medien, Macht. Frankfurt/M. 133-173. und Siegert, Passage des Digitalen.

⁶⁶ Lacan, Schriften II, S. 44.

⁶⁷ Lacan, Schriften I, S. 46.

⁶⁸ Lacan, Seminar III, S. 257f.

⁶⁹ Was den realen Zug des Medialen betrifft, den Wolfgang Hagen im psychoanalytisch-medienarchäologisch Sinne bezug auf die psychotisierende Gestaltlosigkeit realer elektromagnetischer Vorgänge in Lichtgeschwindigkeit pointiert hat, so wird dieser von einer formallogisch-aseptisch übertrainierte Medientheorie in diesen Tagen übrigens so gut verkannt, wie Descartes das phi nicht sehen wollte.

und Realen, einen solchen Tiefpunkt von Ungestalt, Abgründigkeit, autistischer Unberührbarkeit, dass sich die Philosophen, Psychoanalytiker und Künstler darin nur angerufen und spiritualisiert erfahren können, die Diskurse zu privatisieren (wie Heidegger), zu piratisieren (wie Lacan) und die Blicke zu hypnotisieren, ins Reale zu entführen (wie Dalí). Das Reich der Unberührbaren und der Untoten von Phi setzt, wie Wolfgang Hagen am Beispiel des elektromagnetischen Mediums gezeigt hat, ein ganzes Gestöber von okkultistischen und künstlerischen Phantasmagorien der Gestaltlosigkeit frei:

„Als künstlich-irdische Quelle ... erzeugt Elektromagnetismus das Gegenteil dessen, was erst die Jahrhundertwende ebenfalls zum weitreichenden Thema gemacht hat, nämlich: Gestalt. Gestalt musste offenbar zum kunsttheoretisch wirksamen Leitbegriff werden in dem Augenblick, wo menschengeschichtlich erstmals etwas wahrhaft Gestaltloses reproduzierbar war. Denn wenn 'etwas' ohne alle Gestalt, ohne jedes Aussehen, fern aller menschlichen Wahrnehmbarkeit und Einbildungskraft liegt, dann ... Elektromagnetismus. Um die Jahrhundertwende wird das Phantasma der Gestalt der Gestaltlosigkeit bei Leadbetter, Beasant, de Rochas, Papus, Munch und Kandinsky zum Initiator von Sezessionen, ihre Existenz und die Möglichkeit ihrer Existenz steht für okkulte, unerklärliche Aggregatzustände der Wahrnehmung und neuer Bildsprachen.“⁷⁰

Was aber zeigt dieser Flächenbrand neuer und ganz anderer Bilder, zu denen nicht zuletzt auch die Bilder von Dalí und den Surrealisten zählen, was zeigen all diese Bilder vom phänomenologischen Phänomen, von der ganz „Anderen Sache, [die] „wesentlich das *Ding*“⁷¹ ist, wo dieses „das Ding“, der Signifikant im Realen Phi, doch undarstellbar ist? Welchen Abglanz, um von Abbild gar nicht zu reden, setzen die Phantasmen vom Unbild per se dennoch ins Bild? Phi, „das Ding*, diese „notwendige erste Setzung... von etwas, das *entfremdet**, mir fremd ist“⁷², ist zwar, weil unmöglich zeitlich einholbar, unmöglich bildlich vorstellbar, aber es muss dennoch Wege, Umwege, Metaphern, Mechanismen (von *mechané*, wörtlich „List“) geben, auf denen es, der reine Signifikant, das Ding als operationales Feld⁷³, sich überträgt. Wäre dies anders, so wären Heidegger, Lacan, Dalí zu Schweigen und Paralyse verflucht gewesen. Es muss sich zumindest partialiter zeigen und repräsentieren können, und das tut es, wie bereits ausgeführt, im Partialtrieb des Blicks, wenn der imaginäre Mangel (-phi), der - der Struktur der Metapher entsprechend - den symbolischen Mangel substituiert, im Tableau, jenes gleichzeitig irritierend, erscheint. Es gibt zwei, in einem Verhältnis der Überdeterminierung stehende Signifikanten.

Der symbolische Seinsmangel Mangel Phi ist jener Operator, der die Bedingung der Möglichkeit dafür ist, dass das Subjekt überhaupt Blicke und Begehren korpsifizieren, dass es mit seinem Sein symbolische Codes zeitlich prozessieren kann. Das Sein, das Reale zu Zeiten Heideggers, Dalís, Lacans ist nicht mehr Natur - „man achte darauf, dass ich vom Realen spreche und nicht von der Natur.“⁷⁴ Die Natur, die mit dem Realen eh nie viel zu tun hatte, ist korrumpiert worden⁷⁵, in die Enge getrieben und explodiert in ein Trauma, von dem aus *es* in die infinite und diskrete Wiederholung tritt, eine Wiederholung, die sich an der Diskretion des Seins, am Es-nicht-sagen-können, an der Ohnmacht und absoluten Einsamkeit des Seins nährt und von ihr tragen lässt. Es ist eine Diskretion und Diskretisierung, die sich des Seins selbst, der Seinsstruktur des Klaffens bedient. Die Natur der Dinge

⁷⁰ Hagen, *Mediale Genealogie der Elektrizität*, S. xxx

⁷¹ Lacan, *Seminar VII*, S. 147.

⁷² Lacan, *Seminar VII*, S. 89.

⁷³ Vgl. Lacan, *Seminar VII*, S. 128.

⁷⁴ Lacan, *Schriften II*, S. 12.

⁷⁵ Lacan, *Seminar II* S. 376.

und der Wesen ist aus dem Schlaf und in die ewige, sinnlose, ewig sinnlos qualbestürmte Arbeit geworfen worden - sie ist zum Medium, zum Ge-stell geworden. Irgendwann, zu einem Zeitpunkt mythischer, vorbegrifflicher, vorzeitlicher Frühe kommt es zur Kollision des Subjekts mit dem Signifikanten im Realen, es kommt zu jener „Begegnung, die wesentlich eine verfehlte Begegnung ist“, Begegnung mit einem „nicht Assimilierbaren“ - ein ursprüngliches „Trauma, das für den weiteren Verlauf bestimmend wird“⁷⁶, weil die Wiederholung von hier, von dieser traumatischen Verfehlung der Ursache ihren Anlauf nimmt. Es ist die iterative Aktivität Phi - das nach der ursprünglichen Klüftung, dem „Einschuss“, als Wiederholung seiende Sein, das pulsierende Sein, bei dem die beiden Momente der Schusswunde - Ur und Sache, Fort und Da, real-zerstückelter Körper und Imago - „wechselseitig aufgerufen [werden]“⁷⁷

„Wir haben begreifen gelernt, dass der Signifikant sich nur in einer Verschiebung erhält, die mit ... den rotierenden Gedächtnissen unserer Maschinen ... vergleichbar ist, weil er alternierend funktioniert.“⁷⁸ So ruft Lacan das Unbewusste an, so repräsentiert und metaphorisiert er das Medium des Unbewussten, das als Operationalität von Phi im Realen so unvorstellbar wie der Elektromagnetismus ist, das jedoch wiederum „von einer Repräsentation repräsentiert wird“, die „durchaus im Mittelpunkt dieses Ichs ist“⁷⁹ - die Funktion des verlorenen Objekts a, die als Funktion - phi das Spiegelbild integriert. -phi ist als Grund der Metapher nicht die direkte Übersetzung des symbolischen Mangels geschweige denn eine Transposition in eine vom Unbewussten substantiell differenzierte Sphäre. Es ist lediglich ein anderer Modus, die nächsthöhere Potenzebene dessen, was alles Sagen, Blicken, Zeigen im Sinne einer zeitlichen Skansion unterläuft. In der Operation der Übertragung, des Sprechens, der Verbildlichung wird der symbolische Signifikant Phi mit einem imaginären Signifikanten -phi verkoppelt, der das aufgrund seiner medialen Temporalität unmöglich darstellbare Phi in akustischer, schriftlicher oder bildhafter Form verschlüsselt. Das heisst noch nicht, dass er sich als solcher zeigt, sondern im Gegenteil, dass er auf die Konstituenten eines phänomenologischen Phänomens zeigt, das sich in der Aktivität des Zeigens, des Blickens, des Sprechens immer weiter und immer fort ent-zieht.

Genau darum geht es Heidegger, Lacan, Dalí. Es geht nicht wie in klassischen oder neuenglisch modernisierten epistemem um die Eskamotierung einer seienden Realzeit zugunsten einer kontinuierlichen Realität, sondern um jeweils modifikable Weisen, sich auf die Route des begehrenden Blicks, mit Heidegger: in den Ent-zug eines Zeichens (-phi) zu begeben, das nicht mehr repräsentationslogisch auf einen Referenten oder ein Signifikat verweist, sondern in die bereits genannte Zone, „wo man nicht mehr weiterkann - eigentlich gesagt nirgendwo“, - und wo nur formalisierende und metaphorisierende Importe aus der Linguistik, Mengenlehre, Poesie, Topologie, Philosophie, Signaltheorie und vor allem blickentzählende surreale Bilder das Sprechen rekuperieren. „Wenn wir in den Zug des Entziehens gelangen, sind wir ... auf dem Zug zu dem, was uns anzieht, indem es sich entzieht. Sind wir als die so Angezogenen auf dem Zuge zu dem uns Ziehenden, dann ist unser Wesen schon durch dieses `auf dem Zuge zu...‘ geprägt.“⁸⁰ Die Tatsache, dass es sich nur zeigt, indem es sich entzieht, verschlüsselt, entstellt, ist gerade hinsichtlich der -phi-Funktion von fundamentaler Bedeutung. -phi repräsentiert - der Lacanschen Interpretation von Freuds

⁷⁶ Lacan, Seminar XI, S. 61.

⁷⁷ Lacan, Seminar VII, S. 74.

⁷⁸ Lacan, Schriften I, S. 28f.

⁷⁹ Lacan, Seminar VII, S. 89.

⁸⁰ Heidegger, Was heisst Denken, S. 9f.

Vorstellungsrepräsentanz* folgend - nicht einfach die per se unsägliche und undarstellbare Funktion Phi. Heidegger, Lacan, Dalí lassen sich nicht düpieren durch jene Vereinfachungen, die das Denken als Identifizieren nahelegt - „was wäre gewöhnlicher als: zu identifizieren! Darin scheint sogar die wesentliche Denkopoperation zu bestehen“⁸¹. Die Unterstellung eines inversen, symmetrischen und einfach dichotomischen Verhältnisses zwischen -phi und Phi würde lediglich die von Lacan - wie oben erläutert - eingeklagte Verkennung der radikalen Dissymmetrie zwischen dem unbewussten Subjekt und dem Bewusstsein variieren und wiederholen im Kontext einer Blicktheorie, die damit in eine prinzipielle Hypostasierung des Signifikanten als eine negative oder positive, einfach sichtbare oder einfach unsichtbare, jedenfalls aber mit sich identische Einheit zurückfiele. Die Blicktheorie navigiert dagegen auf dem genau entgegengesetzten Kurs, indem sie ein operatives Verhältnis zwischen dem symbolischen und dem imaginären Mangel etabliert. Wurde Phi als Möglichkeitsbedingung der Diskretisierung des Subjekts definiert, so notiert Lacan in der Sigle -phi eine der zentralen Voraussetzungen, dass das Subjekt die Botschaft dieser seiner eigenen diskreten Spaltung und Operationalisierung, oder kurz: sein Begehren übertragen kann. Mit anderen Worten: die Voraussetzung dafür, dass es auf sein Schicksal reflektieren kann und zwar weder im cartesianischen noch hegelianischen, sondern spezifisch heideggerschen Sinn: es zeigt auf ein Sich-Entziehendes, auf einen Zug, und zwar auf genau den Zug, auf dem der Zeigende sich befindet. Lacans Theorie zeigt auf Phi, indem sie die Funktion -phi appliziert und so das Sich-Entziehende zu analytischen Zwecken evakuiert, es unter den Laborbedingungen der strukturalen Linguistik, der Beleuchtungstechnik von Opernplätzen oder der Gedächtnistheorie digitaler Maschinen inspiziert, um dennoch niemals den Abgrund zu vergessen, der die absolute Gestaltlosigkeit des Realen von den - dank der metaphorischen Überdeterminierung von Phi zu -phi möglichen - modifikablen Formalisierungen und Schematisierungen dieser Gestaltlosigkeit trennt, um also niemals zu verkennen, dass die Repräsentation nicht - wie von repräsentativischen Logik der Identitätsphilosophie supponiert - narbenlos, streifenfrei und exegetisch funktioniert, sondern vielmehr stets nur partialiter, näherungsweise und vorläufig ist. Sei es das mit Freuds Entdeckung in die Kausalitätsphilosophie gebrachte Kausieren von Ur und Sache, sei es die „phonematische Opposition“ von ooooo und aaaaaa⁸² oder die Oszillation von „0 und 1“⁸³ - so engagiert und fröhlich Lacan auch am Dispositiv der Kybernetik partizipiert, um das Unbewusste auf das technische Apriori der Digitalität hin vertraut zu machen, so wenig räumt er ihm gegenüber anderen Form- und Gedankenkreisen das Privileg ein, die Operationalität des Dings Phi selber zu erfassen. Im Gegenteil, gerade in seinem, sich jeder Unambiguität der Bedeutung, jeder diskursiven Geschlossenheit widersetzenden, in seinem sich selbst konterkarierenden Sprechen schützt er diese Metaphern vor dem Vergessen ihrer Genese. Ur und Sache, Fort und Da, 0 und 1 erweisen sich als unter Verwendung von -phi generierte Modelle und Möglichkeiten von Phi, und Lacan selbst hinterlässt, seinem Stil, seiner Strategie entsprechend, Spuren auf diesen Modellen und hält sich so jederzeit die Rück- bzw. Weiterfahrt offen bis zu der Grenze, „wo man nicht mehr weiterkann - eigentlich gesagt nirgendwo“, bis in jene bis zur Besinnungslosigkeit gehende Grauzone, wo „das Zeichen ... in das Sichentziehende zeigt“ und „nicht so sehr auf das [deutet], was sich da ent-zieht, als vielmehr in das Sichentziehen“ - wo es im Finale

⁸¹ Lacan, Seminar XI, S. 257.

⁸² Vgl. Lacan, Seminar I, S. 221.

⁸³ Lacan, Seminar II, S. 371.

„ohne Deutung bleibt.“⁸⁴ So garantiert der -phi-Joker, dass „der Sinn des Sinns ... flieht, rinnt: gleichsam aus einem Fass und nicht, indem er Reissaus nimmt“⁸⁵ und dass er nicht aufhört zu rinnen, um in der Kunst Dalís andere, neue Gestalten anzunehmen, endlos, atemlos, rastlos von der Gestaltlosigkeit des medialen Realen (Phi) Funktion machend. Auf den Bildern Dalís findet Lacan - und hier sei die das Mysterium surrealer Trouvaillen eröffnende Losung genannt, die Lacan zum Motto seiner psychoanalytischen Wissenschaft macht: „*Du suchtest mich nicht, hättest Du mich nicht schon gefunden.*“⁸⁶ - eine ganze Kolonne dieses promiskuitiven Operators. Vor allem findet er diese -phis in dem Zustand vor, in dem er sie suchte - in Form von Bildstörungen, Schreckauslösern, illoyalen Pixeln, die den durch Selbstgewissheit und Selbsttransparenz geprägten Gesichtskreis des klassischen oder auch ichpsychologisch normierten Bewusstseins transgredieren, indem sie das Sichentziehende und ineins Mitziehende, Blick und Begehren des Anderen im Heideggerschen Sinne offenbaren.

Am sichersten war das cartesische Cogito geschützt vor einem Blick, der das Subjekt mit der Gewalt einer steinernen Faust in seiner eigenen Klüftung untergehen und „zu Fall kommen“⁸⁷ macht. Das Cogito hat sich auf einen Punkt reduziert, der zugleich den Projektionsapparat seines Begehrens, den Partialtrieb Blick, optimal überdeckt, schluckt, absorbiert.

„Der Blick nimmt dabei die Stellung des Begehrensobjekts ein und zählt in der Lacanschen Algebra so zu den konstitutiv verlorenen Objekten (*objet a*), während die Logik des Auges sich über die strukturierende Position dieses verlorenen Objektes auf dem Sehfeld täuschen lässt. Diese Täuschung schreibt nach Lacan besonders die Cartesische geometrale Optik fest, die das Auge als Geometralpunkt und Inbegriff des Bewusstseinssubjekts setzt. Das Auge beherrscht hier das Feld der Vorstellung. Daher die Illusionen der Transparenz und der Reflexivität (*se voir se voir*) auf dem Feld des Sehens und daher das Auftauchen des Blickes allein als Störung oder Fleck im Bild und als Auslöser von Schrecken.“⁸⁸

An dieser ungeheuerlich perfektionierten Illusion des *ich-denke-also-bin-ich* bzw. *ich sehe mich mich sehen* hängt, wie oben erläutert, ein ganzes Säkulum friedlicher Naturkinder und Uhren, die friedlich an Bahnhöfen und in Küchen hängen und dabei mit der Zuversicht eines Metronoms stets dieselben und identischen Sekunden ticken. Übertroffen wird diese Verkennung des gespaltenen, operationalen Seins und damit der Zeit selbst nur noch durch das Generalmanagement des modernen Egos, das eine an den drei Idealen der Menschenliebe, der Authentizität und „der Unabhängigkeit oder genauer eine Art Prophylaxe der Abhängigkeit“⁸⁹ orientierte Ichpsychologie einrichtet. In seiner durch die Spiegel des Alltags gestützten bewussten Identität zirkuliert dieses Ego unter Bahnhofsuhren, Armbanduhren, Küchenuhren und Radioweckern, unter Fahrplänen, Terminkalendern und Öffnungszeiten, kurzum: unter den temporalen Beständen des In-der-Welt-Seins. Und dies - zur Missbilligung von Dalí, Heidegger und Lacan - immer abgestumpfter, seinsvergessener, von imaginärer Trägheit gesättigter. Aber die Zeit rächt sich, das von Heidegger aufgedeckte Symptom der Moderne bricht durch - je frenetischer der neuzeitliche Mensch versucht, die Zeit zu okkupieren, sich

⁸⁴ Heidegger, Was heisst Denken, S. 10.

⁸⁵ Lacan, Schriften II, S. 7.

⁸⁶ Lacan, Seminar XI, S. 13.

⁸⁷ Lacan, Seminar XI, S. 83.

⁸⁸ Mai Wegener, „Lemma: unbewusst, Das Unbewusste/ l'inconscient/ the unconscious.“, in: Barck, Fontius, Schlenstedt, Steinwachs, Wolfzettel. Metzler 2005, Bd. 6. S. xxx.

⁸⁹ Zu Lacans dekonstruktiver Besprechung der drei Ideale vgl. Seminar VII, S. 14ff.

ihrer zu bemächtigen, um so mehr entzieht sie sich, um so weniger Zeit ist verfügbar: „...da der Mensch plötzlich in die Un-Ruhe kam, dass er keine Zeit mehr hatte“⁹⁰ Die Zeit, das Begehren, der Blick rächt sich, und Dalís Bilder sind als wahre Orgien von -phi Medien einer Vendetta, die wiederum in Lacans Theorie rückkoppelt. All jene verkannten Momente, in denen es blickte und mich als bewusstes Subjekt nichtete, kehren auf Dalís Bildern in fast epidemischen Ausmassen und in einer Weise zurück, die der Verkennung des es blickt (Phi) im Ich sehe (-phi) und damit in eins der von diesem Ich via Identifikation monopolisierten Wirklichkeit (-phi) a gnadenlos ein Ende setzt.

Dalís „Zeit“ dekonstruiert eine vermeintlich objektive Wirklichkeit, die nur säkulare Küchenuhren, Armbanduhren, Bahnhofsuhren kennt, es zeigt mit Lacan darauf, dass all diese imaginären Objekte erst generiert und via Spiegelung unifiziert werden durch einen Ablauf auf dem Anderen Schauplatz der Zeit, auf dem Schauplatz verzerrter, liquider, denaturierter Objektstrukturen, wo sich Uhren als verblühte Zeitgesichter -phi rückmelden. Dalís weiche Uhren sind Tunnelöffnungen, die, ohne dass der Tunnel je an ein sichtbares Ende führte, sich öffnen auf das hypothetische Land der real in Körpern, Röhren, Radiowellen laufenden diskretisierten Zeit, da, wo alle Egos, Objekte, Sekunden, schon lang im Unvorstellbaren vergangen, verklungen, versandet sind.

Um zum Abschluss die bereits gezeigten Bilder im blickzerstörenden Blick auf -phi noch einmal Revue passieren zu lassen. Es zeigt sich eine ganze Serie unterschiedlicher Modi des -phi vom anamorphotisch-fluktuierenden Wechsel des zerstörten und reanimierten Narziss bis zu Tristan und Isolde, die einander in Liebe verfallen sind wie ein missglückt getrenntes siamesisches Zwillingpaar, deren Hände, tentakelhaft, feindlich, vampyrisch, von den Verhängnissen der Verliebtheit künden und deren Köpfe in extrahumanen Graden zwischen Gangliennestern, Pustebäumen und mumifizierten Wahrsagerinnenkugeln taumeln - kopsifizierte Leeren -phi. So wie der leere Himmel, der aus dem Körperloch eines Wesens glotzt, das nur noch fern an Körper erinnert, affrontiert es den Blick doch eher als ein kopsifiziertes Leiden, als eine kreatürliche Melange aus Kaldaunen, ohrenbetäubend verlängertem Busen, Kataplexien, hermaphroditischen Irrungen und Abort.

Dieser letzte Modus des -phi - der ehemals olympische Himmel, der sich jedoch angesichts des ihn umgebenden organischen Kataklysmas dem Bewusstsein nicht mehr als Spiegel einer reinen Seele anzubieten vermag und stattdessen zur Vakanz im Bild geworden ist - ist unter den bereits angeführten Möglichkeiten der Repräsentation und Gestaltung des nicht-repräsentbareren, gestaltmässig nicht assimilierbaren Phi in diesem Text noch nicht angemessen gewürdigt worden. „... es gibt Identität zwischen der Ausformung des Signifikanten und der Einführung einer Kluft, eines, Lochs im Realen.“⁹¹ Der imaginäre Signifikant erscheint in dieser Version als ein Loch, eine Leere, die - der mit Fort und Da oder 0 und 1 symbolisierten Beziehung vergleichbar - dialektisch das ein im Körperinneren verborgene Objekt a verweist, das gerade aufgrund seiner Opazität und Unsichtbarkeit verwunschene, sphingoide, präziöse Züge inhaliert. „Das Objekt wird hier zur Würde des Dings erhoben, so wie wir es in unserer Freudschen Topologie definieren können als nicht in das *Netz der Ziele** geraten, aber als zerniert durch es.“⁹² Die Vorstellungsrepräsentanz der Leere und die dieser komplementäre Glorifizierung (Dignifizierung) des Dings strukturiert Lacans Überlegungen zur Kunst, so wie sie sich im Seminar VII entfalten. Lacan referiert in diesem Zusammenhang auf einen

⁹⁰ Heidegger, Was heisst Denken, S. 62.

⁹¹ Lacan, Seminar VII, S. 150.

⁹² Lacan, Seminar VII, S. 139.

Vortrag Heideggers über das Ding, in dem Heidegger schöpferische Prozesse in Religion und Kunst anhand des Beispiels des Krugs rekonstruiert.⁹³

Lacan stellt den Krug als ein Äquivalent des zweiten - imaginären - Mangels (-phi) vor, der nicht auf ein Signifikat, sondern gerade auf die Unmöglichkeit von Signifikat, Vorstellung, Begriff, kurz: auf die mediale Funktion Phi verweist. „Wenn er [der Krug] wirklich Signifikant ist und wenn das der erste von Menschenhand geformte Signifikant ist, ist er, in seinem Wesen als Signifikant, Signifikant aus nichts anderem als aus allem, was Signifikant ist - anders gesagt, er ist es aus nichts, was besonders signifiziert wäre.“⁹⁴ So lässt Lacan an dieser Stelle die Diskurse von Heidegger und Freud interagieren, er korreliert den Krug mit der Vorstellungsrepräsentanz (-phi), er schlägt vor, „den Krug ... zu betrachten ... als ein Objekt, das gemacht ist, die Existenz der Leere im Zentrum des Realen zu repräsentieren, was *das Ding* heisst, dann stellt sich diese Leere, wie sie sich in der *Vorstellung** repräsentiert, durchaus als ein nihil, als nichts dar. Und daher erschafft der Töpfer ganz so wie Sie, zu denen ich spreche, den Krug mit seinen Händen um diese Leere herum erschafft ihn, ganz wie der mythische Schöpfer Schöpfer ex nihilo, vom Loch aus.“⁹⁵ Lacan evolviert, Heideggers Schöpfungstheorie und Freuds Sublimierung engführend, seine eigene psychoanalytische Rekonstruktion produktionsästhetischer Vorgänge, die am Ende scheinbar zu jener Aura und Hoheitlichkeit gelangen, die Benjamin dem Kunstwerk eigentlich ausgetrieben hatte: „Die allgemeinste Formel, die ich Ihnen von der Sublimierung gebe, ist diese - sie erhebt ein Objekt - und hier wehre ich mich nicht gegen kalauerhafte Anklänge, die mit dem Gebrauch des Terms, den ich bringen mochte, verbunden sein mögen, - zur Dignität des Dings.“⁹⁶ Natürlich ist Lacan, wenn er zu derartigen Sakralisierungen abhebt - was ihn zu Zeiten ohne Rückhalt und mit vollem Pathos überkommt - niemals kunst- oder kulturkritisch reaktionär motiviert, sondern im Gegenteil inflammiert durch batailleanische Impulse und vor allem durch die mit Leidenschaft affirmierte und funktionalisierte Zweideutigkeit des Signifikanten. Die Würde, die Dignität des Dings, konnotiert - gegen alle Pneumatisierungen klassischer Ästhetik - die Dinghaftigkeit⁹⁷, die Materialität des Signifikanten - „der Krug [ist] aus Materie gemacht. Nichts ist aus nichts gemacht.“⁹⁸; die „Dignität des Dings“ verschlüsselt die signifikante, dialektische Beziehung zwischen der Leere und der Fülle eines Körpers, in den ein zweideutig würdevolles Objekt auf schneewittchenhaft-sibyllinische Weise eingesargt ist. Was nun die in dieser Relation angelegte Produktionsästhetik à la Lacan betrifft, so dissoniert diese massiv mit allen Kastalischen Quellen, die, vernünftigt und brav der platonischen Ästhetik folgend, zu mimetischen Abbildern von Urbildern, Ursachen und metaphysischen Urgründen inspirieren. Lacan schildert den produktionsästhetischen Verlauf exemplarisch anhand des Fallbeispiels einer Künstlerin bzw. manisch-depressiven Patientin und nimmt damit implizit eine These auf, die er bereits in einem frühen, im surrealistischen Milieu verfassten Minotaure-Text vertreten hat. Es ist die für die surrealistische Doktrin konstitutive These vom schöpferischen und künstlerischen Wert des

⁹³ „Sie können sich ohne Schwierigkeiten, Sie alle, auf die Sammlung mit dem Titel *Vorträge und Aufsätze* und auf den Aufsatz *Das Ding* beziehen. Sie werden sehen, welche Funktion Heidegger ihm einräumt in einem wesenhaft menschlichen Vorgang einer Zusammenfügung himmlischer und irdischer Kräfte um es herum.“ Lacan, Seminar VII, S. 149. Vgl. auch Martin Heidegger, 1951, *Das Ding*, in: Martin Heidegger, *Vorträge und Aufsätze*. Pfullingen 1954.

⁹⁴ Lacan, Seminar VII, S. 149.

⁹⁵ Lacan, Seminar VII, S. 150f.

⁹⁶ Lacan, Seminar VII, S. 138.

⁹⁷ Vgl. Hans-Dieter Gondek, „Vom Schönen, Guten, Wahren. Das Gesetz und das Erhabene bei Kant und Lacan.“ in: Hans-Dieter Gondek, Peter Widmer (Hg.), *Ethik und Psychoanalyse. Vom kategorischen Imperativ zum Gesetz des Begehrens* : Kant und Lacan. Frankfurt/M. 1994. S. 218 und 227.

⁹⁸ Lacan, Seminar VII, S. 150.

Wahnsinns, jene antipsychiatrische Rebellion, die aus der nüchternen Resignation vor unheilbaren und unheilbar traurigen Triebchicksalen in die Invokation virtuoser Geister und Genies umschaltet.⁹⁹ Um zurückzukommen zu Lacans Fall einer Künstlerin, Fall einer rasenden Melancholikerin, die im Unterschied zu Descartes das -phi nicht in der Imagination des *ich-sehe-mich-mich-sehen* eskamotiert, sondern im Blick und Begehren des Anderen kreativ zu Fall kommt, so kommentiert der surrealisierte Psychoanalytiker, dass ein

„leerer Raum nun polarisierend, beschleunigend auf die melancholischen Krisen einwirkt, die sich zu diesem Zeitpunkt im Leben der Patientin wieder verschärfen. Sie kommt auf folgende Weise aus diesen heraus - eines schönen Tages entschliesst sie sich, *to daub a little*, ein wenig herumzuschmieren auf der Wand, um diesen verfluchten leeren Raum auszufüllen, der für sie eine kristallisierende Bedeutung angenommen hat ... Um diesen leeren Raum in Nachahmung ihres Schwagers zu füllen, versucht sie sich an einem Gemälde ... Sie besorgt sich beim Farbenhändler Farben ... und macht sich eifrig an die Arbeit, was uns charakteristisch erscheint für eine Phasenbewegung, die eher in depressive Richtung geht. Und es entsteht ein Werk.“¹⁰⁰

Die Farben sind hier nur Metapher, und ihre wahre und unergründbare Herkunft ist nicht ein referentieller Farbenhändler, es ist vielmehr ihr eigener realer zerstückelte Körper, ihre Manie, ihre agonale Klüftung, von der die saturnische Künstlerin Funktion macht, indem sie sich, vom Blick des Anderen affiziert, in der diskreten Oszillation der Spiegeldialektik verliert, in dem Wechsel zwischen der Fieberhalde ihres realen unbewussten Wahnsinns und jenem -phi, das das Bild, das Werk, integriert, ein Werk, das, soviel lässt sich erahnen, den Betrachter ganz sicher nicht in die Falle der Augentäuschung, der repräsentationslogischen Darstellung, der Nachahmung gehen lassen wird.¹⁰¹

7. Morgue

Aus einem formallogisch erkalteten Blickwinkel betrachtet folgt daraus der einfache Befund, dass die bis zur Pathologie Schwermütige mit und in ihrem Sein genau die Operation exekutiert, die das Sujet dieses Textes (aus)macht. Sie implementiert das Spiegelstadium als den zeitlichen Wechsel zweier Momente, als das Entweder-Oder des symbolischen Mangels, des reinen Signifikanten (Phi). Entweder metastasierende Uhren oder der feierliche Gongschlag einer neuen Identität, entweder kafkaeske Zeit-Räume oder ein durch ein extirpiertes Fischauge (-phi) stabilisiertes Sonntagsmenu von Ich, entweder fiebernde Horen oder Raubkopien von Napoleon bis Madonna - *moi*-gerecht und also ohne Schnurrbart. Lacan selbst partizipiert, wie dargelegt, am Dispositiv der Kybernetik, um die absolut gestaltlose, unzustellbare, unsägliche Operationalität des realen Medialen (Phi), des Unbewussten, in alternativen Modellen und Metaphern dem Denken und Diskurs einer medienarchäologisch oporientierten Psychoanalyse zur Disposition zu stellen. Aber so sehr und kompromisslos medienarchäologisch er der unmöglichen Materialisierung und Identifizierung des Realen, sei es implementiert in Elektronenröhren oder korpsifiziert in menschlichen Sein, zustimmt, so versäumt er doch im Gegenzug auch nicht die Differenzen, die sich zwischen einer digitalen Maschine

⁹⁹ Vgl. Peter Mahr, „Stil, Dalí und Spiegelstadium. Zum Surrealismus Jacques Lacans.“ In: Karl Stockreiter (Hg.), *Schöner Wahnsinn. Beiträge zu Psychoanalyse und Kunst*. Wien: Turia und Kant 1998. S. 182ff.

¹⁰⁰ Lacan, Seminar VII, S. 145.

¹⁰¹ Vgl. Lacan, Seminar VII, S. 173f. „Man braucht da aber nicht in die Falle zu gehen. Sicher, die Kunstwerke ahnen die Objekte, die sie darstellen, nach, doch ihre Absicht ist gerade nicht, sie darzustellen. Indem sie eine Nachahmung des Objekts geben, machen sie aus diesem Objekt etwas anderes. Also geben sie nur vor nachzuahmen. Das Objekt ist in ein bestimmtes Verhältnis zum *Ding* gebracht, was getan wird, um gleichzeitig einzukreisen, zu vergegenwärtigen und Abwesenheit zu erzeugen.“

und dem Unbewussten auftun. Diese Differenzen können zum Ende dieses Textes nur noch angedeutet werden. In ihnen zeigt sich die Erfahrung und die damit verbundene Metaphorik, die Lacan - jenseits aller formallogischen Mineralisierungen des Unbewussten in Bits und Bytes - Freud, Heidegger und nicht zuletzt der Kooperation mit Dalí und den Avantgardekünstlern verdankt. All diese verhängnisvollen Beziehungen „erotischer Gefangennahme“¹⁰² - Tristan und Isolde, Gala und Narziss - , die seufzenden Krüge¹⁰³, die schluchzenden Uhren, die lebensmüde Künstlerin: es sind Subjekte, und das heisst - mit Heidegger, Lacan, Dalí - vom Geschick des Todes Gezeichnete. Subjekte, die die Botschaft dieses ihres Stigmas (Phi), ihrer Sterblichkeit, die ihre Todestriebe mit ihrem eigenen Körper zu übertragen verflucht sind. Sie sind Medien, sie sind durch den Klüftungsoperator Phi diskretisierte Sein, sie sind das Unbewusste als das Reale.¹⁰⁴ Aber sie unterscheiden sich wesentlich von digitalen Rechenmaschinen. Denn sie stehen in einer Beziehung zum Tode, die durch den Umstand, dass es um „menschliche Tiere“ geht, umso fataler, moiréhafter, gnadenloser wird. Denn im Unterschied zu Schimpansen und Wanderheuschrecken ist das „menschliche Tier“, also das Subjekt, „fähig, sich als sterblich vorzustellen; man kann nicht sagen, es vermöchte dies ohne sein symbiotisches Verhältnis zum Symbolischen, sondern eher, dass ohne dies Aufklaffen, das es ins eigene Bild verfremdet, diese Symbiose mit dem Symbolischen nicht hätte entstehen können, in dem es sich als *sujet à la mort* (dem Tode unterworfen / als Subjekt zum Tode) konstituiert.“¹⁰⁵ Mit anderen Worten: das menschliche Subjekt ist begabt durch den -phi-Faktor - janusköpfige Gabe, zugleich Initiation und Danaergeschenk - , durch den es den Mangel an Sein (Phi), der es diskretisiert, in einen Objektmangel zu übersetzen, zu übertragen, in die Imagination zu setzen vermag. Daraus folgt, „dass das Subjekt ... nicht nur einen Verlust bewältigt, indem es ihn auf sich nimmt, sondern dass es sein Begehren durch ihn zur zweiten Potenz erhebt.“¹⁰⁶ Die Vorstellungsrepräsentanz stattet also einerseits das Subjekt mit der Macht der künstlerischen Produktivität, also dem Tranquilizer gegen den Fluch zu Tod und Einsamkeit aus; andererseits jedoch induziert sie Liebestragödien, Künstlerinnen-Depressionen, all jene wiederkehrenden Traumata und unheilbaren Wunden, in denen steinerne Fäuste und skelettierte Aasgeier-Finger nur herumwühlen, in denen es, suizidal geprägt, sich selbst verzehrt. Es existiert „in der Tat die Beziehung des Bildes zu der Suizid-Neigung, die der Mythos des Narziss wesentlich zum Ausdruck bringt.“¹⁰⁷

¹⁰² Vgl. Lacan, Seminar III, S. 125: „Es ist tatsächlich eine erotische Beziehung - jede erotische Identifikation, jedes Ergreifen des anderen durch das Bild in einer Beziehung, vollzieht sich auf dem Weg der narzisstischen Beziehung - und sie ist auch die Basis der aggressiven Spannung.“

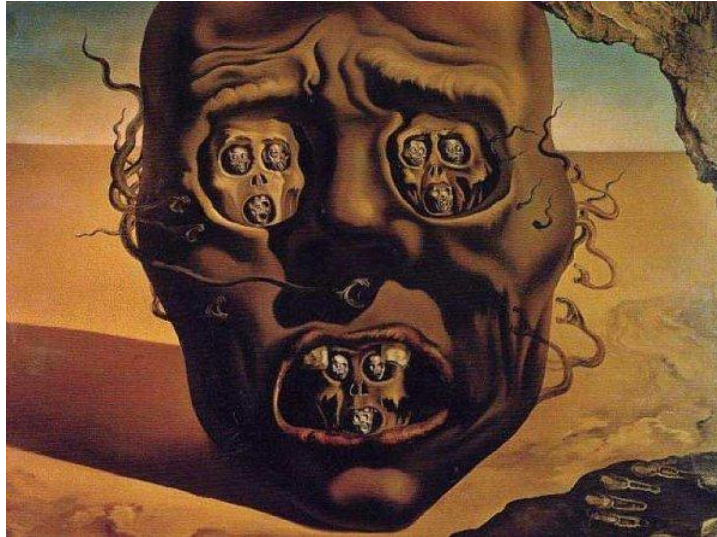
¹⁰³ Vgl. Lacan, Seminar VII, S. 150.

¹⁰⁴ Vgl. Wegener, Lemma: unbewusst S.

¹⁰⁵ Lacan, Schriften II, S. 85.

¹⁰⁶ Lacan, Schriften I, S. 165.

¹⁰⁷ Lacan, Schriften III, S. 164.



Bleibt am Ende ein Echo von unten, ein von fernher gewelter Duft von Protoplasma, Lilienblut, Eselskadavern, Morgue, Knochenmehl und Eau de Fata Morgana, leise amniotische Jeremiaden aus den Oubliettes des Seins. Das reale Mediale ruft, wie Wolfgang Hagen gezeigt hat, Psychosen, Halluzinationen, körperliche Krisen hervor und nicht zuletzt - korpifizierte Medien. Das Unbewusste ist ein in einem Körper pulsierendes Medium. Das subjektive Sprechen ist kein idealistischer, kein auf eine aspetische Symbolkette reduzierbarer oder gar kognitiver Akt, das Sprechen supponiert vielmehr „Halt und Unterstützung ... in den natürlichen Funktionen des Subjekts, sofern nur irgendeine organische Disproportion die Kluft zwischen dessen individuellem Sein und seinem Selbst aufreisst, die aus der Krankheit eine Einführung des Lebendigen in die Existenz des Subjekts macht.“¹⁰⁸ In Lacans Texten verzweigt sich eine sublim chiffrierte, aber unaufhörliche Rede über den Körper. Es ist eine Rede, deren Objekt gerade nicht das imaginäre Objekt einer positiven Wissenschaft wie der Biologie oder Neurologie, sondern das phänomenologische Phänomen Körper - die Korpifizierung ist. Waren es die Kryptologen, die Lacans Diskurs über die kybernetischen Türen des Unbewussten informiert haben, wer war es dann, der ihm das Reale eines humanen, das heisst natürlich humifizierbaren Körpers zugewogen hat? Wer hat, von Freud abgesehen, seine Nervenpunkte berührt für das durch Phi kauterisierte Sein? Wer hat ihn spiritualisiert, wer seinen Blick begleitet in das noch weiter und tiefer reichende Mysterium eines Realen, in dem Köpfe im Nichts implodieren und dann zu Totenschädeln oder gar Karzinomen mutieren ? Vielleicht die Onkologie? Wahrscheinlicher war es die surrealistische Kunst von Salvador Dalí.

¹⁰⁸ Lacan, Schriften I, S. 122.